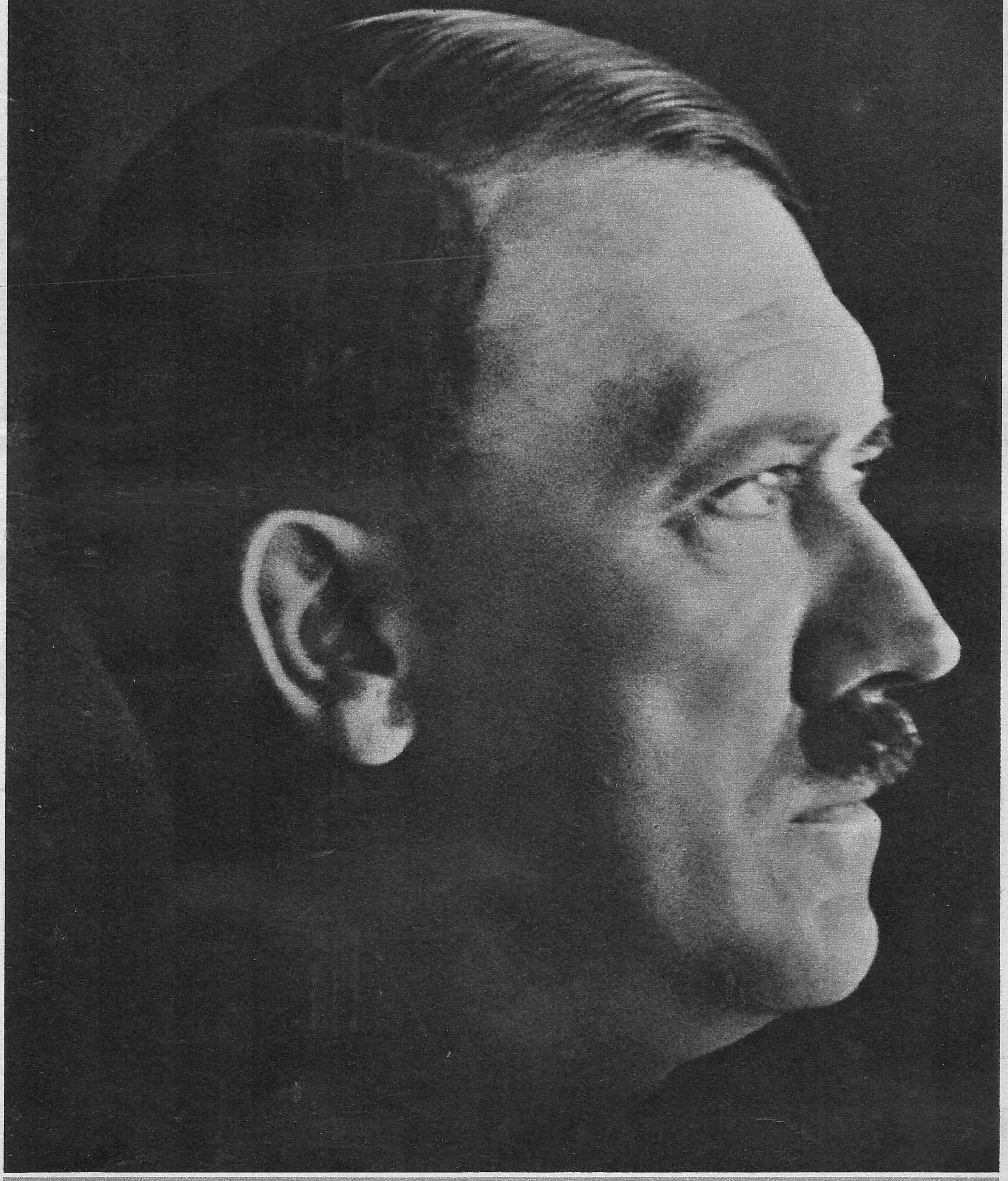
Hilf mit!

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



April

Führer, dir gehören wir

Aufn.: Hoffmann, Berlin

Nr. 7 / 1939

Ein Journalist erzählt:

Der 10. April 1938 in Wien

Die Morgenzeitungen, die mir in aller Frühe ins Zimmer gebracht werden, tragen das Datum vom 10. April 1938. Unsere Schriftleitungen haben sich angestrengt. Blatt um Blatt, das ich in die Hand nehme, ist mehr ein Dokument als eine Zeitung. Ein Dokument des Bekenntnisses zum Reich der Deutschen. Die edelsten Worte und Bilder, die in den zwei Jahrtausenden der deutschen Geschichte von der Sehnsucht nach dem einigen Reich künden, sind zusammengetragen zu diesen letzten Mahnrufen am Bekenntnistag der deutschen Ostmark.

Was wird der Tag bringen? Daß er einen großen Sieg bedeuten wird, kann nicht mehr bezweifelt werden. Aber eine Sorge bleibt doch noch offen: Heute wird auch draußen im Reich gewählt. Wird nicht da der Eindruck des Bekenntnisses der Ostmark leiden unter dem Ergebnis des Reiches, das ja wohl sicher, prozentual gerechnet, das unsrige weit übersteigt? Wird nicht dann im Ansehen der Nation an unseren Gauen hier doch irgendein Makel haften bleiben?

Wie dem auch sei, die Schlacht ist zu Ende, jetzt können wir nichts mehr tun, als die Entscheidung des Volkes abwarten.

Schon um 8 Uhr morgens versammelt Bürckel seine Mitarbeiter um sich. Für ihn ist der heutige Tag ein Weihetag. Er beginnt ihn mit einer ernsten Fahrt. Mit der Fahrt nach Mauer zu den Gräbern derer, die im Juli 1934 für das ihr Leben hingaben, was heute vom ganzen österreichischen Volke feierlich besiegelt wird. Ergriffen stehen wir im nebligen Grau des Morgens am Grabe von Holzweber und Domes. Kein Wort wird gesprochen. Der Wind knistert in den Kränzen, die Bürckel niedergelegt hat. Während in der Ferne Wien liegt, wo die ersten Wählermassen zu den Wahllokalen strömen, statten wir hier eine stille Danksagung ab an alle Toten, die halfen, diesen Tag Wirklichkeit werden zu lassen. Noch ein Besuch auf dem Dornbacher Friedhof am Grabe Planettas, des Helden, der noch in der letzten Stunde seines Lebens mit röchelnder Stimme sich zum Führer bekannte.

Die frühere rote Hochburg bekennt sich zum Führer

Dann fahren wir zurück in die festliche Stadt.

Für den Nachmittag habe ich noch ein besonderes Programm. Ich habe sämtliche Wiener Auslandspressevertreter — auch einige Herren aus Berlin — zu einer Rundfahrt durch die Wahllokale eingeladen. Sie sollen selbst sehen, mit welcher Genauigkeit und Präzision die saubere Durchführung der Wahl vor sich geht und wie gesichert die unbeeinflußte Stimmabgabe ist. So fahren wir stundenlang mit drei Omnibussen kreuz und quer durch Wien und in die Umgebung aufs Dorf hinaus. In meinen Wagen, mit dem ich unmittelbar vorausfahre, habe ich als Gast einen alten Bekannten, den englischen Journalisten Ward Price, gebeten, der gewissermaßen als „Vertrauensmann" der drei Omnibusse hinter uns aus dem Stegreif die Lokale bezeichnet, bei denen wir dann halten, um einen Besuch abzustatten. Es ist noch früher Nachmittag, und doch erfahren wir in den meisten Lokalen, daß der größte Teil der Wähler bereits ihre Pflicht erfüllt hat. Nur in einem Wahllokal der Tschechen, das wir besuchen, herrscht noch so starkes Gedränge, daß wir in „Schichten" die Besichtigung durchführen müssen, um nicht den ganzen Wahlvorgang zu stören.

Von 4 bis 5 Uhr sind wir alle zusammen im „Meißl und Schadn" gemeinsam bei Gauleiter Bürckel zum Tee. Anschließend besichtigen wir in einigen Lokalen die Stimmauszählung.

Im Hotel ist es inzwischen lebendig geworden. Schon seit Stunden geben die Gauwahlleiter kurze Stimmungsbilder durch. Es gibt Dutzende von Gemeinden, in denen morgens um 9 Uhr bereits alle Wahlberechtigten ihrer Wahlpflicht genügt hatten. In vielen Dörfern sind Musikkapellen ausgerückt, und alle Volksgenossen haben sich zum gemeinsamen Marsch ins Wahllokal angeschlossen. Die Wahlbeteiligung — das einzige, was vor Abschluß des Wahlaktes festgestellt werden kann — ist in allen Gauen eine hervorragende. Alle Österreicher sind gekommen.

Um 5 Uhr war Wahlschluß. Eine knappe halbe Stunde später kamen die ersten Meldungen. Es sind die Ergebnisse von einigen Dörfern im Burgenland: Wahlbeteiligung 100 Prozent. Sämtliche Stimmen lauten auf Ja. Noch kann es ein Zufall sein, der uns die Ergebnisse besonders guter Gemeinden vor Augen führt. Eine Stunde später haben die Zählungen bereits die Ergebnisse einiger größerer Städte gebracht. Linz meldet 66 Neinstimmen bei 78 328 Jastimmen. Villach 16 699 Jastimmen und 14 Neinstimmen. Und jedes neue Ergebnis, das wir freudestrahlend dem Gauleiter übermitteln, besagt das gleiche: Es gibt überhaupt nur Jastimmen. Die paar Neinstimmen sind so lächerlich in ihrer Anzahl, daß sie sich in Prozenten kaum berechnen lassen. — Trotz der klaren Lage kommt jetzt so richtig das Wahlfieber über uns. Die Bleistifte fliegen nur so über das Papier, um die Zahlen zu notieren, die uns jetzt aus allen Gauen zutelephoniert werden.

Der Uhrzeiger ist an 19 Uhr vorbeigerückt. Die Situation draußen auf dem Lande ist völlig klar. Jetzt konzentriert sich das Interesse auf Wien. Die ersten Bezirksmeldungen müssen um diese Zeit einlaufen. Ich fahre ins Rathaus und finde nach langem Umherirren in dem großen Bau einen ebenso hell erleuchteten wie stillen Sitzungsraum, in dem zwanzig Männer an langen Tischen über große Tabellen gebeugt sitzen. Boten huschen lautlos durch den Saal, geben Meldungen ab, der „Präsident" ruft den Bezirk aus, für den die Meldung bestimmt ist. Ich gehe von einem zum andern und blicke neugierig über die Schulter. Da stehen in langen Reihen die Zahlen des heutigen Tages, nur

noch einige Felder sind leer. Dann wird zusammengezählt, und das Bezirksergebnis kann gemeldet werden. Mich interessieren weniger die „vornehmen Bezirke“, aber bei den Tabellen bleibe ich stehen, über denen die Namen der alten Marxisten- und Kommunistenhochburgen stehen: Favoriten, Ottakring, Floridsdorf. Da kommt gerade die letzte noch ausstehende Wahlreviersmeldung für Favoriten: 107 554 Jastimmen und 218 Neinstimmen. Das ist der große Sieg über die Herzen! Das letzte Fragezeichen dieser Wahl ist gelöscht.

Inzwischen ist es Zeit geworden, in die Reichsstatthalterei zu fahren, wo nun die ersten Ländererergebnisse zu erwarten sein dürften. Der Gauleiter hofft jedenfalls, etwa um 22 Uhr seine Gesamtmeldung an den Führer erstatten zu können.

Der denkwürdige Ballhausplatz liegt verschlafen da, oben aber ist hell erleuchtet. Auch hier ein Saal wie im Rathaus. Nur daß hier nicht die Listen der Wiener Bezirke, sondern die der neun Wahlgaue ausliegen. Langsam beginnen sich die Tabellen zu füllen, aber noch kann für keinen Gau ein Gesamtergebnis gemeldet werden. In zahlreichen Gegenden des Landes stößt die Übermittlung des Ergebnisses auf große Schwierigkeiten. Die Telephonverbindungen sind schlecht. Manchmal fehlen sie ganz. So haben wir zwar viele Einzelmeldungen, aber zur Ausrechnung des Gesamtergebnisses fehlt eben doch immer noch irgendeine Zahl. Wieder ist es das Burgenland, das die erste Gesamtzählung ermöglicht. Sie ist über alle Phantasie großartig: 168 576 haben mit Ja und 61 mit Nein gestimmt. Das sind 99,93 Prozent Jastimmen. In 297 Gemeinden sind überhaupt nur Jastimmen abgegeben worden.

Nun weiß ich genug. Zurück ins Hotel. Dort bereitet der Gauleiter gerade die kurze Ansprache vor, die er mit der Meldung des Ergebnisses an den Führer richten wird. Er hatte an sich schon am Vormittag ein Konzept vorbereitet. Das aber liegt jetzt zerrissen neben ihm. Die so wunderbaren Ereignisse lassen ihn die Worte zu schwach, der großen Stunde noch nicht würdig genug erscheinen.



Wien huldigt seinem Befreier — Aufn.: Hoffmann

Inzwischen schreitet die Zeit voran. In der Reichsstatthalterei kommen nur noch langsam die weiteren Länderzählungen. Im Konzerthaussaal, wo die alten Parteigenossen versammelt sind und den Augenblick erwarten, in dem Bürckel dem Führer durch das Mikrophon das Ergebnis melden wird, ist die Spannung zum Siedepunkt gestiegen.

Es ist jetzt 23 Uhr vorbei. Endlich kommt der Anruf aus der Reichsstatthalterei: Der Reichsstatthalter ist soeben mit der Gesamtzählung der Ergebnisse aller Bundesländer zum Hotel „Meißl und Schadn“ abgefahren. Nun ist alle Erregung von Bürckel gewichen. Mit Ruhe erwartet er Seyß-Inquart, der nach wenigen Minuten eintrifft und ihm eine inhaltsreiche Mappe überbringt.

Eine kurze Fahrt durch das nächtliche Wien. Ein klarer Sternenhimmel blickt auf uns nieder. Wir fahren zu einer unauslöschlichen Stunde deutscher Geschichte.

Um 23,35 Uhr spricht Bürckel im großen Konzerthaussaal die Meldung:

„Mein Führer! Zum zweiten Male habe ich das Glück, Ihnen, mein Führer, die Antwort eines Volkes zu übermitteln auf die Frage, die Sie, mein Führer, an dieses Volk gerichtet haben. Diese Antwort ist so eindeutig in ihrer Sprache, so verständlich für alle jene, die sich über den Weg von Verträgen anmaßten, diese Antwort vorwegzunehmen, daß sie zum vernichtenden Urteil über all das wird, was man unserm Volke im Namen eines sogenannten Rechtes bisher vorenthielt oder zumutete.

Der Zwietracht und Zerrissenheit der Jahrhunderte, dem Egoismus und dem Machthunger einstiger Feinde im eigenen Land aber ruft das österreichische Volk heute ins innerste Gewissen: Auf Versailles und St. Germain gibt dieses Volk heute die Antwort. Die deutschen Österreicher haben heute ein feierliches Bekenntnis abgelegt.

An der Wahl hat sich die ganze Bevölkerung beteiligt. Von 4 284 795 Männern und Frauen, die zur Wahlurne gingen, erklärten 4 273 887, das sind 99,75 Prozent: Wir sind Deutsche und gehören für alle Ewigkeit nur Deutschland und seinem Führer! Die Zeiten, da wir Vasallen unserer Feinde waren, sind endgültig vorbei. Das Schicksal hat den Schlußstrich unter die Vergangenheit gezogen und unsere Zukunft neu bestimmt.“

Der Jubel über Bürckels Worte hat sich kaum gelegt, als klar und hell die Stimme des Führers durch den Raum klingt, mit der er in wundervollen Worten Gauleiter Bürckel und den Deutschen Österreichs Antwort gibt:

„Für mich ist diese Stunde die stolzeste meines Lebens. Ich kann nicht anders, als dem ganzen deutschen Volk und vor allem aber meiner teuren Heimat aus meinem tiefsten Herzen danken.“

Hellmut Sündermann.

Der Geburtstag des Führers

Es ist jetzt mehr als zwanzig Jahre her, eine sehr lange Zeit, als in den November- und Dezembertagen des Jahres 1918 im grauen Herbst die endlosen Kolonnen des deutschen Feldheeres über den Rhein zurückfluteten, noch im festen Schritt und Tritt abmarschierten aus einem Kriege, der durch den schmählichen Verrat im Innern verloren war. Wie höhnisch grüßten die roten Fahnen jener Tage von den Straßen dieses schweigende, graue Heer, das heimmarschierte, stumm, bitter, in eine tiefverhangene Zukunft hinein!

Es gab in jenen Tagen des Jahres 1918 viele Menschen in Deutschland, denen sich das Herz verkrampfte über die Schmach unseres Volkes. Manch alter Offizier hat, um die Schande nicht mit ansehen zu müssen, den letzten Schuß seines Revolvers gegen sich gerichtet, manch deutscher Mann hat den Versuch gemacht, so gut er es vermochte, sich dem Ausbruch des Verrates, der schmutzigen Revolte der Meuterer entgegenzuwerfen.

Nur einer aber sah hinter all dem Wirrwarr des Tages den wirklichen Feind: den Juden. Der Soldat Adolf Hitler faßte im Lazarett zu Pasewalk den Entschluß, Politiker zu werden, in einem Volk, das auf den Tod erschöpft und niedergebrochen war. Während der Kaiser im Auslande, die Fürsten vertrieben, das Volk entmutigt war, glaubte Adolf Hitler mit glühender Seele an die Zukunft der deutschen Nation.

In einem winzigen Lokal in München begann es. Aus den sechs Menschen, die er hier vorfand, bildete Adolf Hitler den Kern der Partei. Abend für Abend sprach er zu den Menschen, die ihn hören wollten, von dem Weg zur Befreiung und Erneuerung Deutschlands. Klein, armselig klein waren die ersten Versammlungen. Wer ging denn auch hin, wenn ein gänzlich unbekannter Mann, der keinen großen Titel aufzuweisen hatte, eine politische Rede halten wollte? Aber das glühende Feuer in Adolf Hitler zündete in den Herzen. Die Partei wuchs. Da griff der Jude zum Mittel der Gewalt, schickte verdummte Volksgenossen in die Versammlungen, um Adolf Hitler am Reden zu hindern. Da aber zeigte sich der Soldat Adolf Hitler. Mit seinen Kameraden schlug er die marxistischen Störer aus dem Saal, daß sie das Wiederkommen vergaßen. Die Partei nahm zu. Zum ersten Male wehte die Hakenkreuzfahne, das Zeichen des siegreichen Lichtes, gewandt gegen das Volk der Finsternis, die Juden, auf den Straßen Deutschlands. Als im Jahre 1923 die Franzosen das Ruhrgebiet besetzten, sprang Adolf Hitler, unbekümmert um alle Gefahr für seine junge Bewegung, in die Bresche. Nationalsozialisten taten ihr Äußerstes, um den fremden Eroberer zu vertreiben. Am 8./9. November 1923, als reichsverräterische Politiker in Bayern mit dem Gedanken einer Zerreißung des Reiches verbrecherisch spielten, packte Adolf Hitler zu, versuchte eine gewaltsame Erhebung. Vor der Feldherrnhalle im Kugelregen, sechzehn Kameraden vom mörderischen Blei hingestreckt, bot er den Reichsverrätern die Stirn. Er wurde vor Gericht gestellt und die Partei aufgelöst. Aber der Angeklagte wurde zum Ankläger, und der Ruf Adolf Hitlers tönte aus dem Gerichtssaal hinaus in das deutsche Volk. Die Herzen der Jugend flogen ihm zu. Man setzte ihn in der Festung Landsberg gefangen, die Partei wurde verboten, aber die Treue seiner Mitkämpfer ließ nicht von ihm.

Als Adolf Hitler aus der Gefangenschaft zurückkam, als die schweren Tore der Festung sich vor ihm öffneten, war Deutschland in einen Zustand müdeerschöpfter Beruhigung versunken, wie eingeschläfert vom listigen Blick der jüdischen Schlange, die es umgarnte.

In langen, schweren, arbeitsreichen Jahren baute Adolf Hitler seine Partei wieder auf. Dieser große Staatsmann mußte in kleinen Versammlungen um die Herzen seiner Volksgenossen ringen, während unfähige Geschäftemacher, feige Großtuer sich im Besitz der Regierungsmacht sonnten und jene politischen Parteien, die Deutschland zu Fall gebracht hatten, das Vertrauen des Volkes täuschen konnten. Langsam, mühsam wuchs die nationalsozialistische Bewegung. Als sie aber am 14. September 1930 auf einen Schlag die zweitstärkste Partei im Reichstag wurde, da horchte nicht nur Deutschland, da horchte die Welt auf. Wie mag sich in der Stunde dieses ersten großen Sieges der Führer gefreut haben! Dann aber begann der bitterschwere Kampf um die Macht sich immer mehr zu steigern. Fast Tag für Tag wurden Nationalsozialisten angefallen, verwundet, ermordet. Die Regierungen schützten den bolschewistischen Terror gegen den Nationalsozialismus. Mit Zwang und List, mit hinterhältigen Fallen und mit offener Gewalt versuchten die Reichsverräter an der Macht zu bleiben. Die Juden kämpften um ihre Machtstellung. Immer tiefer trieben sie Deutschland in Verelendung, immer größer wurde die Zahl der Arbeitslosen, der ruinierten Bauern, der zusammengebrochenen Geschäfte. Die Juden hofften doch noch, Deutschland für den Bolschewismus reif zu machen.

Da endlich, nachdem alle anderen gescheitert waren, übertrug der Reichspräsident von Hindenburg dem Führer Adolf Hitler das Reichskanzleramt.

Was hat der Führer in jener Zeit geschaffen?

Älter als hundert Jahre ist der Kampf der politischen Parteien in Deutschland. Immer wieder hat diese deutsche Uneinigkeit unser Volk geschwächt und zurückgeworfen. Adolf Hitler einigte erst die Besten des Volkes in der nationalsozialistischen Bewegung, löste dann die Parteien auf und setzte dem unseligen Parteistreit ein Ende.

Seitdem im frühen Mittelalter kleine und große Fürsten im Reich sich gebildet hatten, Recht für Recht den deutschen Kaisern abgepreßt, war die deutsche Landkarte, bunt wie ein Stieglitz, das Deutsche Reich in einzelne Staaten geteilt, die alle ihre besonderen Rechte und ihre Selbständigkeit dem Reich gegenüber wahren wollten. Das mittelalterliche Reich der Deutschen ging daran zugrunde. Im vorigen Jahrhundert hat es unserem Volke die meiste Mühe gemacht, diese einzelnen Staaten wieder zu einem Reich zusammenzufassen. Noch Bismarck mußte auf die Eigenwilligkeit dieser Einzelstaaten jede Rücksicht nehmen. Nach 1918 hatte man die Einzelstaaten bestehen lassen. In jedem von ihnen wurde anders regiert als im Reich — und sie waren in Wirklichkeit so gänzlich überflüssig. Adolf Hitler hat als Führer des deutschen Volkes dieser tausendjährigen Not ein Ende gemacht, an die Spitze der einzelnen Länder Reichsstatthalter gesetzt, die dort nun im Namen des Reiches stehen, wo einst die Landesfürsten ihre Rechte gegen das Reich wahrten, er hat alle Hoheitsrechte der einzelnen Staaten auf das Reich übertragen.

Die Juden aber, die furchtbaren Zerstörer in unserem Volke, hat der Führer mit fester Hand niedergeschlagen. Kein Jude darf sich in der Politik, in der Kunst oder in der Wirtschaft betätigen. Sie sollen auswandern und hingehen, wo der Pfeffer wächst! Deutschland bietet jedem arbeitenden und tüchtigen Menschen gern seine Freundschaft. Die Juden aber hat der Führer erkannt und uns von der Judenherrschaft befreit.

Über sechs Millionen Deutsche waren arbeitslos, unser Bauer verelendet, unsere Fabriken geschlossen, als der Führer an die Macht kam. Heute haben wir so viel Arbeit, daß wir nach arbeitstüchtigen Menschen suchen, unsere Fabriken arbeiten, unsere Landwirtschaft ernährt uns zum großen Teil selbst aus eigener Kraft und hat bewundernswerte Anstrengungen gemacht, unser Handwerk, unsere Geschäfte blühen, Jahr für Jahr werden gewaltige Erfindungen in Deutschland gemacht, der Führer hat uns in den Reichsautobahnen die modernsten Straßen der Welt gegeben, er baut herrliche Bauten. Deutschland wird ein blühendes Land.

Der Führer hat unserem Volke, das er im Zustand fast völliger Wehrlosigkeit übernahm, eine gewaltige Kriegsmacht, ein großes Heer, eine starke Flotte, eine von der Welt bewunderte Luftflotte gegeben.

Drei Landschaften hat der Führer ohne Krieg heimgeholt. Das deutsche Saargebiet hat er wieder an das Deutsche Reich angeschlossen, die herrlichen Lande der deutschen Ostmark hat er von der Herrschaft menschenquälerischer, finsterer, schwarzer Verbrecher, die gegen den Willen das Volk bedrückten, befreit. Selbst der große Bismarck hat diese Aufgabe, das deutsche Österreich in ein einheitliches Reich aller Deutschen hineinzuholen, nicht erfüllen können. Die herrlichen Lande Sudetendeutschlands in Böhmen und Mähren hat der Führer heimgeholt.

Als Adolf Hitler an die Macht kam, war das deutsche Volk zerrissen, verarmt, verelendet, heute sind wir eine starke, stolze und glückliche Nation von fast 80 Millionen Menschen, der größte Staat Europas, mit einem brausenden Arbeitsleben, einer herrlichen Wehrmacht, kraftvoll aufsteigend unter den Völkern.

Jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädchen dankt dem Führer zu seinem Geburtstag durch begeisterte Hingabe, durch treue Pflichterfüllung. Wir alle gehören mit Leib und Seele, im Leben und Sterben, untrennbar und auf Ewigkeit dem größten Deutschen, der uns aus der Tiefe zum Licht geführt hat: unserem Führer Adolf Hitler!

Prof. Dr. Johann von Leers.



Aufn.: Hoffmann

Der Führer

Nippons Wunderkiste

Es liegt etwas in der Luft. Der Meinung sind einunddreißig Schüler der Klasse 6a. Aber zwei Jungen wissen, daß es Gutes sein muß, was sich vorbereitet. Sie haben etwas entdeckt, was allem Anschein nach mit Lehrer Ackermanns Überraschung zusammenhängt. Es liegt nicht nur etwas in der Luft, sondern es liegt auch etwas im Schrank. Ein großes Etwas sogar: eine inhaltsschwere Kiste! Seit gestern vormittag ist sie da. Die beiden sind nämlich unfreiwillige Zeugen gewesen, als der Hausmeister die Kiste in den Schrank schloß. Anfangs wollten sie der ganzen Klasse von ihrer Entdeckung erzählen; doch dann kamen ihnen Bedenken. Vielleicht war doch etwas anderes in der Kiste, und dann wären sie als Klugschwätzer ausgelacht worden. So schwiegen sie und warteten. Gehörte die Kiste wirklich zu Lehrer Ackermanns Geheimnis, dann würde sicherlich bald beides zum Vorschein kommen, die Kiste und das Geheimnis!

Die große Pause trennt an diesem Mittwoch, wie immer, laut Stundenplan den Deutsch- und den Erdkundeunterricht. Sie trennt damit die beiden Stunden, die Lehrer Ackermann mittwochs in der Klasse 6a gibt. Die Deutschstunde beginnt, ohne daß sich Neues anzubahnen scheint. „Acker" — so kürzt die ganze Schule des Lehrers Namen — ist die Sachlichkeit selbst. Er prüft, erklärt und prüft. Gustav und Hermann, die beiden, die von der Kiste wissen, sitzen wie auf glühender Herdplatte. Wird die Kiste ...?

Die Kiste tut es nicht. Die Stunde geht vorbei. Die Pause rollt ab. Die Klingel verkündet den Beginn des Erdkundeunterrichts. Acker erscheint. Doch was ist das? Er schwingt in seiner Rechten eine zusammengerollte Landkarte, die er bald entrollt. Es ist eine Karte Japans, eine Karte jenes großen Inselreiches im Fernen Osten.

„Der Ferne Osten", so beginnt der Lehrer, „gehört zwar eigentlich noch nicht zum diesjährigen Aufgabenbereich. Ein besonderer Anlaß zwingt mich aber, vorweg zu greifen. Wir haben nämlich Post bekommen. Post aus Japan!"

Der Lehrer macht eine Pause, in der er wartet, bis sich die aufgekommene Unruhe wieder legt. „Wenn ich sage, wir haben Post bekommen, dann meine ich unsere Klasse 6a. Japanische Jungen haben uns geschrieben. Einen langen Brief! Aber der Brief ist nicht allein angekommen. Er steckt in einer Kiste."

Lehrer Ackermann öffnet den Schrank. Er lächelt, als er die aufgeregten Gesichter dicht bei sich sieht. Mit einer netten, aber bestimmten Handbewegung verbannt er alle Jungen wieder auf ihre Plätze. Dann packt er die Kiste — allzu schwer scheint sie nicht zu sein, stellt Hermann fest — und setzt sie auf die erste Bank der mittleren Sitzreihe, unmittelbar vor die Nase von Otto Wumbach.

„Bevor wir nun Nippons Wunderkiste", er lächelt und bekräftigt es, „jawohl, es ist eine Kiste voller kleiner Wunder, bevor wir also in diese Wunderwelt eindringen, will ich euch die Vorgeschichte erzählen: Ehe diese Kiste zu uns kam, lagerte sie schon kurze Zeit in Berlin. Sie war nämlich an keinen bestimmten Empfänger gerichtet. Es stand nur der Vermerk darauf: An eine Schulklasse zwölfjähriger Jungen im Ruhrgebiet!" Lehrer Ackermann macht eine Pause und betrachtet mit stillem Wohlbehagen die gespannten Gesichter. „Nun werden sicherlich viele von euch denken: Verrückte Idee, das! Einfach eine Kiste in die Welt zu schicken, auf der nur zu lesen steht: An eine Schulklasse! An irgendeine! Das mag euch seltsam vorkommen, aber ganz so verrückt ist es trotzdem nicht; denn das machen viele Schulen in aller Welt so, daß sie Sendungen mit Bildern, Figuren und Karten nebst Begleitbrief in die Welt schicken. Ihr habt sicherlich schon manches vom Roten Kreuz gehört, von dem wahrhaft segensreichen Wirken der Schwestern und Sanitätsmannschaften dieser weltumspannenden Organisation der Hilfsbereitschaft. Aber ihr habt sicherlich bis heute noch nicht gewußt, daß durch das Rote Kreuz ein lebhafter Schulbriefwechsel mit dem Ausland vermittelt wird."

Die ganze Klasse schüttelt einmütig mit dem Kopf. Nein, das hatte noch niemand gehört!

„Seht ihr, so ist es, und das ist ja auch begreiflich. Dieser Briefaustausch von Land zu Land geht nämlich von Jugendrotkreuzgruppe zu Jugendrotkreuzgruppe. Die meisten dieser brieflichen Verbindungen sind nun schon lange eingespielt. Aber hin und wieder kommt es vor, daß beim Auslandsdienst im Präsidium des Roten Kreuzes in Berlin in der Hansemannstraße Sendungen eingehen, bei denen irgendeine ausländische Jugendrotkreuzgruppe Briefwechsel mit einer deutschen Schulklasse sucht. Ja, und dann sucht der Rotkreuzauslandsdienst für diese Sendung einen Empfänger. Bei dieser Kiste war es so. Von der örtlichen Rotkreuzgruppe ist bei uns hier nachgefragt worden, und da habe ich kurz entschlossen zugepackt. Na, und ich denke, ihr seid einverstanden?" Als Antwort kommt ein übermütiger Sprechchor:

„Ach, wenn doch die Klasse wüßte,
was versteckt ist in der Kiste!"

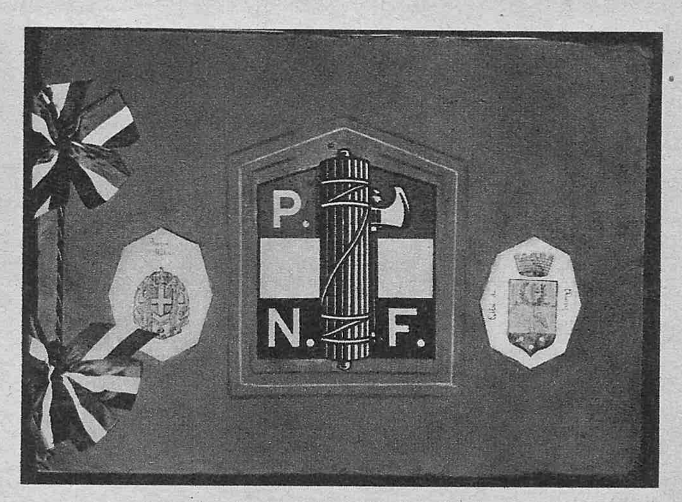
„Nun, das wird sich ja leicht feststellen lassen!" Flinker, als ihm die Jungen folgen können, hat Acker die Kiste erbrochen und aus dieser wahren Schatzkammer eine Unmenge bewunderungswürdiger Sachen ans helle Klassenlicht gefördert.

Da ist zunächst einmal ein Brief. Selbstverständlich in japanischer Schrift, die zwar keiner lesen kann, die aber jeder ehrlich anstaunt. Und jeder sagt still für sich: „Na, die ist sicherlich

Ein Geschenk an den Führer,
das Mitglieder einer Jugendrotkreuzgruppe in Tokio gefertigt haben



Der Innentitel eines Albums,
das eine amerikanische Gruppe des Jugendrotkreuzes an eine deutsche Schule gesandt hat. Sämtliche Mitglieder der Gruppe haben ihren Namen unter die „Besten Grüße“ geschrieben



Der Außendeckel eines Albums,
das aus dem befreundeten Italien nach Deutschland kam. Es war mit den Farben und Zeichen des faschistischen Imperiums versehen

Aufn.: Piper (4)

Das japanische Karpfenfest,
eins der wichtigsten Ereignisse im Jahreslauf der japanischen Jugend. Die Figuren sowie die genaue Anordnung wurde von einer japanischen Schulklasse an eine deutsche übermittelt. So konnten sich die deutschen Jungen und Mädel am besten ein Bild von den japanischen Festbräuchen machen



noch schwieriger zu lernen, als unser liebes, gutes deutsches Alphabet.“ Natürlich liegt auch eine Übersetzung des Briefes vor, die der Auslandsdienst in Berlin besorgt hat. Dann ist da weiter ein Album. In ihm sind Photos von der Schulklasse in Tokio, von der die Sendung stammt, Zeichnungen von dem Schulhaus, dem Klassenzimmer und einigen Wohnhäusern, eine Stadtkarte von Tokio, in die mit Blaustift die Lage der Schule durch ein dickes Kreuz angezeigt ist; aber noch andere Dinge sind in dieses Album fein säuberlich hineingeklebt. Fahrscheine der Tokioter Straßenbahn zum Beispiel und Briefmarken, ein ganzer Satz der in Deutschland noch kaum bekannten jüngsten Serie. Zeitungsköpfe mit den letzten Siegesmeldungen aus China und vieles andere. Außer dem Album sind handgeschnitzte Figuren, Menschen und Bäume, Tiere und Möbel, darin. Eine beiliegende, gleichfalls in Berlin übersetzte Anweisung erklärt, was diese Figuren bedeuten und wie man sie zusammenbauen muß, um sich eine echte japanische Festzeremonie vorstellen zu können.

So schnell ist die Erdkundestunde der Klasse 6a noch nie verstrichen. Der Lehrer hat kaum den Brief zu Ende lesen können, in dem die japanischen Jungen von ihrem Leben in der Schule und zu Hause erzählen, und der die Jungen aus dem Ruhrgebiet bittet, sie möchten doch so schnell wie möglich antworten.

Bis zur nächsten Erdkundestunde muß sich nun jeder überlegen, was alles in das Antwortalbum hinein soll; denn das muß mindestens ebenso schön werden — schön und einfach, denn Kosten soll es keine machen. Das wünschen die Jungen in Tokio, und das will auch Lehrer Acker, den jetzt alle noch mehr mögen.

Na, das werden die Jungen der Klasse 6a schon machen. Bis zur nächsten Erdkundestunde sind es ja noch drei Tage. Da läßt sich schon manches ausknobeln. Na, und dann geht es ans Werk. Nun sollen die Jungen in Nippon auch ihre Wunderkiste haben!



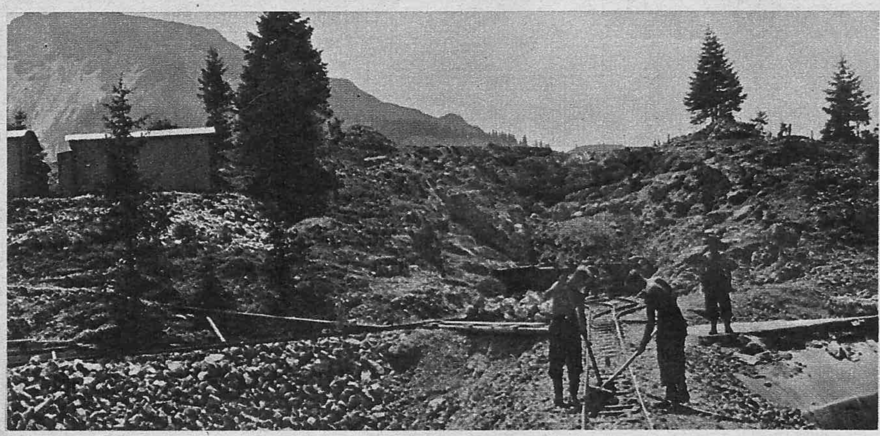
Die neue, im Bau befindliche Deutsche Alpenstraße bei Oberjoch

Unser ständiger Mitarbeiter Dr. Weskamp erzählt:

Arbeitsmänner bauen die Deutsche Alpenstraße



Das schöne Arbeitsdienstlager bei Oberjoch mit seiner felsigen Umgebung

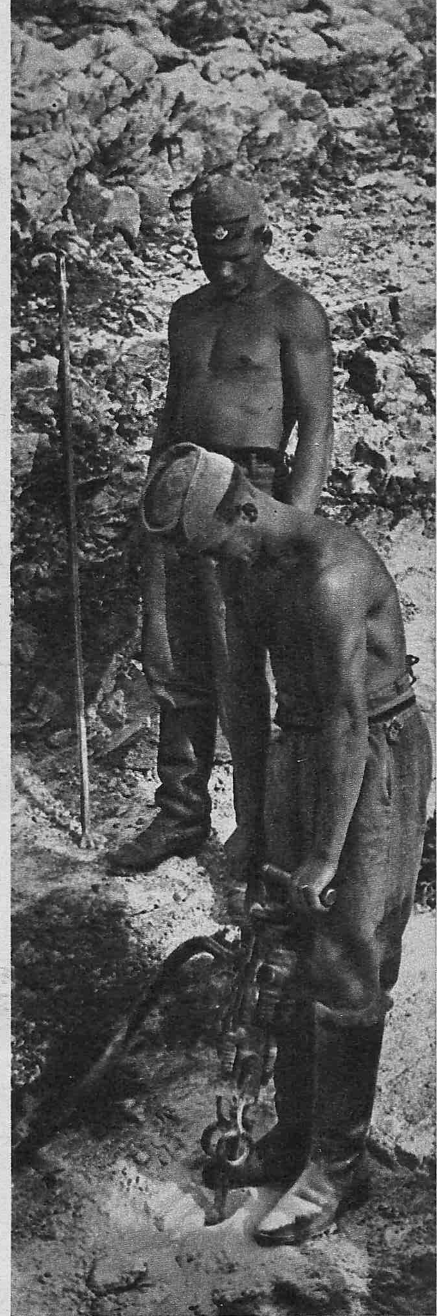


Vor einer Durchbruchsecke

Heute im Norden sein und morgen im Süden, wenige Tage später wieder irgendwo im Osten, das erfordert der Beruf des Bildberichterstatters, dem die Zeit täglich neue und herrliche Aufgaben stellt. Es ist für den einzelnen unmöglich, auch nur einen Bruchteil von der Vielfalt und Größe unseres heutigen Geschehens zu erfassen und zu gestalten. Eben noch bei den Arbeitsmaiden im Emsland, erlebte ich dann staunend und bewundernd den schweren Kampf der Arbeitsmänner um die Fruchtbarmachung des Emslandmoores, die uns fast eine ganze Provinz mit dem friedlichen Spaten erobern hilft. — Und jetzt habe ich Kempten im Allgäu hinter mir gelassen und bin im Begriff, ein Werk von staunenswerten Ausmaßen aufzusuchen: die neue Deutsche Alpenstraße. Sie soll dazu beitragen, die Schönheit der Alpen weiten Kreises unseres Volkes zu erschließen.

Mein Weg geht über Sonthofen nach Hindelang; das Ziel der Fahrt heißt Oberjoch. Hindelang ist als Ausgangspunkt für prächtige Skitouren bekannt. Auch die fränkische HJ. hatte im letzten Winter oberhalb von Hindelang ihr Skilager bezogen, um sich sportlich und gesundheitlich zu ertüchtigen. Und selbst Rudolf Heß verweilte bei ihnen.

Unmittelbar hinter Hindelang geht es steil bergan. Nur sieben Kilometer sind es von hier bis zum 1200 Meter hohen Oberjoch. In schwungvollen Windungen mit 150 Kurven schlängelt sich die Adolf-Hitler-Paßstraße hinauf. Man kommt zur Kanzel und genießt einen herrlichen Rundblick. Im Tal sieht man Hindelang und Bad Oberdorf liegen, und von




Bearbeitung des Felsens mit dem Bohrer



Ausgleichsübungen während der Arbeitszeit



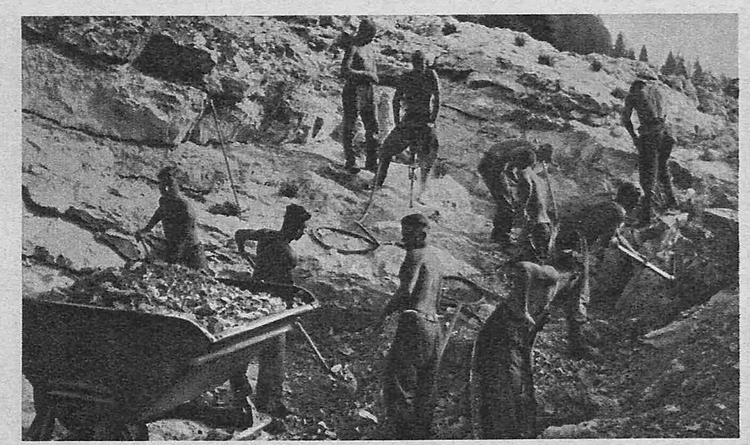
Instandsetzen des Arbeitswerkzeugs während der Arbeit

drüben grüßen die hohen Gipfel der Bergriesen. Nur wenige Schritte weiter hat man dann einen wundervollen Blick auf den 2593 Meter hohen Hochvogel, der wie eine hochgewuchtete Pyramide des Bergstockes herausragt. Dort ist schon Tirol, dessen Grenze man von Oberjoch ab noch näher kommt. Sie verläuft zwischen hohen Gipfeln.

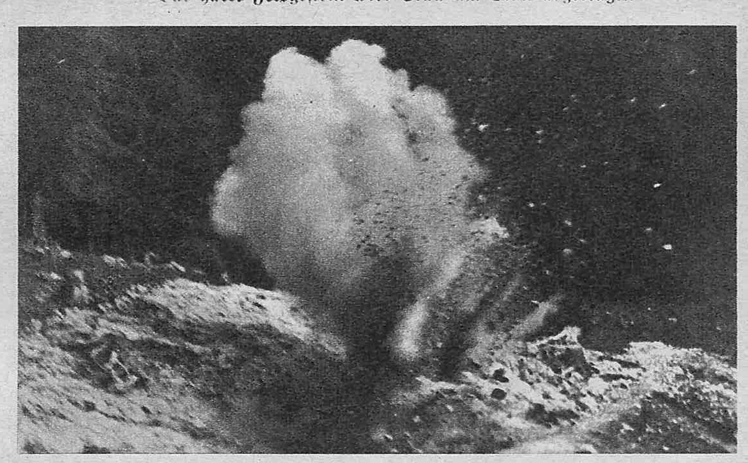
Plötzlich taucht hinter einer Kurve Oberjoch selber auf. Ist es ein Dörfchen oder eine Sommerfrische mit wenigen Häusern? Schnell strebe ich meinem Ziel zu, dem Arbeitsdienstlager. Vorläufig sehe ich es nicht, denn es liegt hinter hohen Tannen versteckt. Ich folge einer neuen, noch unfertigen Straße, die ich später als Teilstück der neuen Alpenstraße erkenne. Eine knorrige Hochgebirgstanne ist gewissermaßen das Tor zum Lager, das ich bald darauf betrete. Seine Lage ist bezaubernd. Die Nähe bewaldeter Berge und zackiger, hoher Felsgrate machen starken Eindruck auf den Besucher.

Freundlicher Empfang durch den Abteilungsleiter. Wir machen einen Rundgang durch das Lager. Musterhafte Disziplin und Ordnung herrschen in allen Räumen, die sehr wohnlich wirken. Sie sind teilweise mit gemalten Bildern eines Arbeitsdienstmannes ausgeschmückt und wirken mit vielen Blumensträußen recht heimelig. Der Geist der Kameradschaft und Gemeinschaft ist überall zu spüren. Das Zimmer des Leiters zeigt die gleiche Schlichtheit und Schönheit wie die Räume unserer Männer. Der Stolz des Lagers aber ist ein kleiner, mit viel Liebe und Verständnis angelegter Alpengarten. Er ist angelegt und wird vorzüglich betreut von einem Arbeitsmann, der gelernter Gärtner ist. Fast 400 Blumensorten sind hier auf dem kleinen Fleck angepflanzt, darunter auch Edelweiß, die Königin der Alpenblumen, die bis 1792 noch keinen Namen hatte. Der Arbeitsmann zeigt uns ferner rote Alpenrosen, schneeweiße Alpenmaßliebchen, Leinkraut mit seinen violetten Blüten, goldgelbes Fingerkraut, die blaue Alpenaster, gelbe Gemswurz, blauen und gelben Enzian. Mit einer Lupe vertiefen wir uns in die Wunderwelt der Bergarnika und besonders der vielen Sorten von Alpenorchideen. Auch die purpurrote Gletschernelke fehlt nicht im Blumenreigen.

An ihren freien Tagen ziehen manche der Arbeitsmänner hinaus, um selber Pflanzen und Blumen zu suchen und damit „ihren“ Alpengarten zu bereichern. Sogar eine kleine Quelle fehlt nicht. Aber wir wollen verraten, daß sie mit guter Erfindergabe künstlich angelegt ist.



Das harte Felsgestein wird Stück um Stück abgetragen



Die Sprengung



Abtransport des Gerölls



Langsam und mit äußerster Vorsicht wird ein Felsstück bewegt

Anschließend gehen wir zur Baustelle. Je näher wir kommen, um so eindringlicher hören wir den ganzen Lärm, den der Kampf mit dem harten Felsgestein mit sich bringt. Ganze Berge sind aus dem Wege zu räumen und schwere Felsplatten zu beseitigen, um Raum für die Straße zu schaffen. Es gibt Stellen, bei denen man erst nach vielen Wochen einen Fortschritt bemerkt. Wie mir der Leiter erzählt, hat jede Arbeitsgruppe von Zeit zu Zeit das Erlebnis der Vollendung einer Teilstrecke, das sie dann als Erinnerung ins Leben mit hinausnimmt. Die fertige Straße, mag sie auch noch so kunstvoll angelegt sein, sieht ja wohl immer für den Unbeteiligten wie eine Selbstverständlichkeit aus. Man nimmt das alles nur zu leicht und bedenkt nicht, welche Schwierigkeiten da einst aus dem Wege zu räumen waren. — Die Durchbrüche finden gleichzeitig an mehreren Stellen der viele Kilometer langen Baustelle statt. Plötzlich ertönt das Signal: „Strecke frei!" Sofort verlassen sämtliche Arbeitsmänner die Baustelle und gehen in Deckung. Dann ein zweites Signal — und beim dritten erst geht der Sprengschuß los. Wie ein Kanonenschlag dröhnt er mit gewaltigem Echo durch die Berge. Ich halte mit meinem Teleobjektiv aus 150 Meter Entfernung das Bild fest und nehme im Sprung Deckung. Ganz in meiner Nähe prasselt ein Hagel von kleinen Steinen umher. Der Sprengschuß hat Wirkung gehabt. Eine gewaltige Felsecke, der menschliche Kraft allein nicht beizukommen vermag, liegt nun frei da und kann weggeschafft werden. Vorsichtig sind alle Arbeitsmänner an ihren Platz zurückgekehrt. Wieder höre ich ein Signal. Diesmal ist es aber harmlos. Es gilt der Ausgleichsgymnastik. Wo auch immer die Männer stehen, hören sie nun für einige Minuten auf das Sportkommando ihres Truppführers. Diese Gymnastik wird täglich mehrere Male wiederholt, um die Muskeln zu lockern.

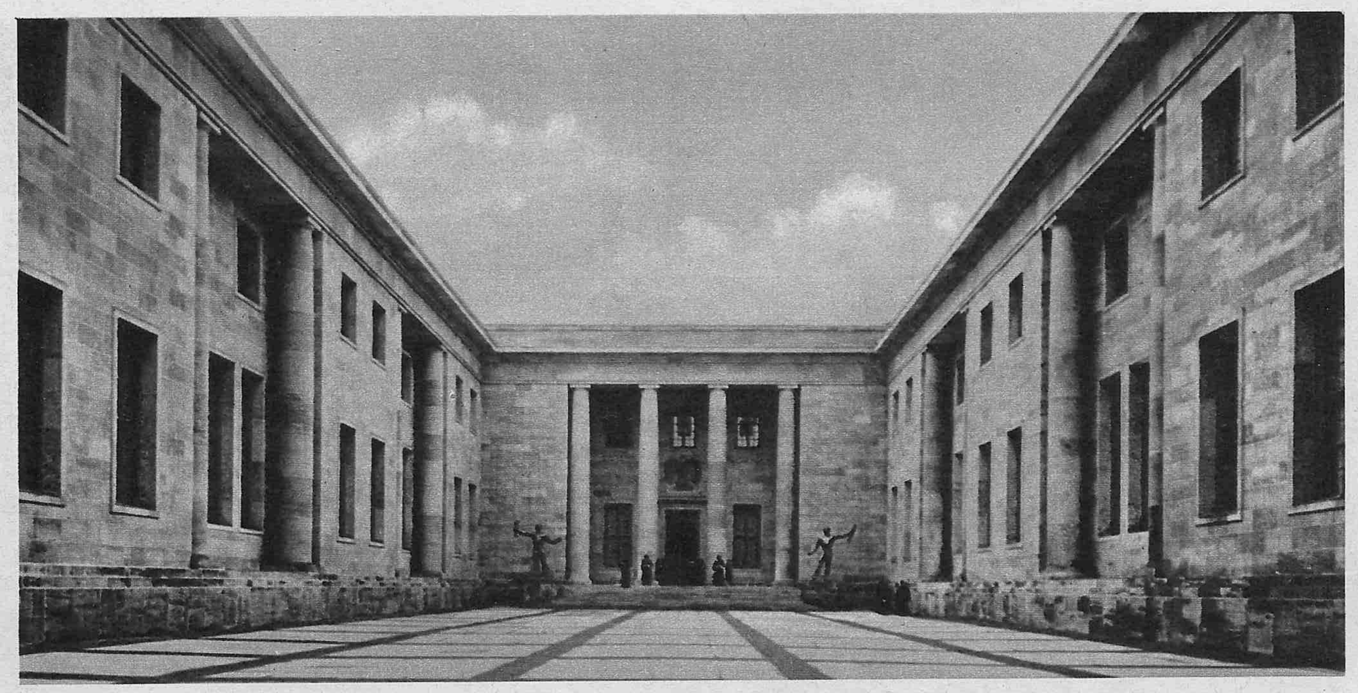
Das Tagewerk ist für heute vollbracht. Singend ziehen die Arbeitsmänner ins Lager zurück. Frohe, wettergebräunte Gesichter lachen mich an. Mit vielen von ihnen habe ich in den zwei Tagen Freundschaft geschlossen, ohne viele Worte darüber zu verlieren. Sie haben mir ihre Geschichten und ihre Erlebnisse, auch ihre Natureindrücke geschildert.

Auf dem Lagerplatz findet gerade Schuhappell statt. Ich bedanke mich noch einmal für die liebenswürdige Führung und verabschiede mich vom Abteilungsleiter. Dann gehe ich an die gleiche Stelle zurück, auf der ich die Arbeit des Tages erlebte. Und so weit ich blicke: Das wird eine Straße der Pracht und Schönheit, die sich schon jetzt wie selbstverständlich in die Landschaft einzuschmiegen scheint. Sie stört nirgends, ist planvoll eingebaut, als wäre sie schon immer dagewesen. Man mag auf dem Berg im Norden oder Süden stehen, die Straße ist so gestaltet, daß man sie kaum sieht. Sie nimmt der Natur nichts von ihrem früheren Reiz und bildet eine schöne Harmonie mit ihr. Hier offenbart sich das Genie unseres Generalbauinspektors für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt.

Tief atme ich die würzige Bergluft ein und schlendre über Baustellen und fertige Teilstücke. Er herrscht überall musterhafte Ordnung, und nichts erinnert bei dieser köstlichen Ruhe an das Wühlen, Stampfen, Rattern, Rufen, Sprengen. Da leuchtet durch die Tannen der weiße Kittel eines Arbeitsmannes. Von weitem erkenne ich schon, daß es der ist, dessen gemalte Bilder mir in vielen Stuben auffielen. Gesund und wettergebräunt sieht er aus, und lachend meint er, daß die Natur hier oben noch viel, viel schöner sei, als man sie erträumen könne. Fast vermöge er sich nicht mehr vorzustellen, daß er mal von hier fort müsse. Das habe ihn auch bewogen, dem Arbeitsdienst treu zu bleiben.

„Und wie gefällt es Ihnen hier im Winter?" frage ich ihn. „Ach, da ist es hier ja noch schöner, wenn wir so richtig eingeschneit sind und uns nur auf Skiern durch die glitzernd weiße Pracht fortbewegen können. Verwunschen und verzaubert ist die Welt, ein Märchenreich."

Fröhlich sage ich Lebewohl und wünsche ihm für seinen Beruf und seine Malerei ein gutes Fortkommen. Um die heutigen Erlebnisse bereichert, steige ich nach Oberjoch hinab. Gerade sind vor dem kleinen „Kurhaus" mehrere „Kraft-durch-Freude"-Omnibusse angekommen. Auch die „Kraft-durch-Freude"-Urlauber werden das große Erlebnis der neuen Deutschen Alpenstraße, die das Dritte Reich schuf, mit nach Hause nehmen.



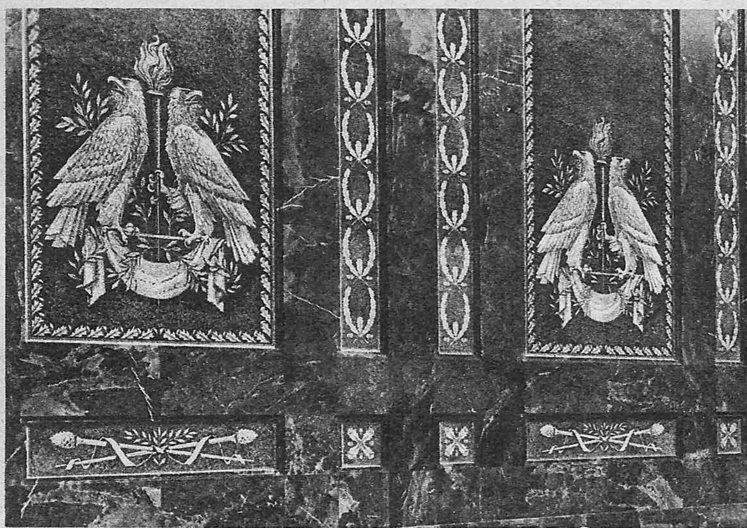
Der Ehrenhof der neuen Reichskanzlei

Henrich Hansen: Der Führer und Kanzler des Großdeutschen Reiches empfängt

Berlin, die Hauptstadt Großdeutschlands, seit Jahren der politische Mittelpunkt Europas, rüstet sich wie alljährlich zum Geburtstag des Führers. Nicht, daß man nun Girlanden windet und glanzvolle Feste feiert, auch nicht, daß der Führer den Tag seiner Geburt, der sich in diesem Jahre zum fünfzigsten Male jährt, selber im Festesjubel beginge. Nein! Jeder Bewohner der Reichshauptstadt sehnt für sich zu irgendeiner Tagesstunde des 20. Aprils den Augenblick herbei, da Adolf Hitler im Kreise seiner getreuen Mitkämpfer aus schweren Jahren auf dem Balkon der Reichskanzlei treten wird, um ihn sehen zu können. Die Berliner sind auch am 20. April dieses Jahres Übermittler der Glückwünsche des ganzen deutschen Volkes. Wieder werden ihm dann die Tausende, die auf dem Wilhelmplatz versammelt sind, zujubeln und Kinderhände die ersten Frühlingsblumen zum Balkon emporstrecken: „Heil, Führer, heil!" Und wenn die Menschen dann alle zurückfluten durch die festlichen Straßen Berlins, wird mancher vorher noch durch die Voßstraße gehen und voll Stolz den Gästen aus dem Reich einen durch Scheinwerferlicht märchenhaft angestrahlten Bau, der die ganze Voßstraße füllt, zeigen und sagen: „Das ist der Neubau der neuen Reichskanzlei! Hier arbeitet unser Führer, hier empfängt er als Kanzler des Reiches die ausländischen Diplomaten, ist hier Gastgeber als Führer Großdeutschlands. Ein würdiger Bau, ein Symbol des neuen Deutschlands!" „Ja, und nur neun Monate und keinen Tag mehr hat der geniale Baumeister, Prof. Speer, gebraucht, um diesen großen Baubefehl des Führers auszuführen." Es ist ein einfacher Mann, der hinzugetreten war und so sprach. Und dann zeigen die begeisterten Menschen auf dieses oder jenes Fenster. „Hier arbeitet der Minister, dort der Stabschef usw." Und jeder Name, den sie nennen, ist einer aus dem Führerkreis, der allen bekannt ist. An die unbeweglich stehenden Posten der Leibstandarte, der Wehrmacht und der Standarte Feldherrnhalle vorbei schreiten sie langsam die lange Front der Mittelhalle ab, deuten wieder auf ein paar Fenster und sagen leuchtenden Auges: „Hier – auf der Gegenseite der Halle – muß wohl der Eingang zum Arbeitszimmer des Führers sein." So reden sie alle noch lange dies und das, bis der Mann wieder hinzutritt und sagt: „Ich habe als Maurer an dem Neubau mitgearbeitet." Ein Leuchten springt ihm dabei in die Augen, als er von dem weitererzählt, was wir in unseren Bildern zeigen. „Ja, das war eine Freude, hier mitarbeiten zu können. Neun Monate! Sie sind uns so kurz geworden wie helle Tage zur Winterszeit. Wie waren wir alle stolz und froh", so spricht er weiter, als wenn er zu sich selber spräche, „wenn wieder einmal der Führer durch den Bau schritt und uns in unserer Arbeit zusah. Ja, der Führer, der versteht was von dem Bauen und von dem, was uns alle, von dem Architekten bis zum Bauarbeiter, bewegte während des Schaffens. Wir haben den ganzen Bau aus deutschem Material gerichtet, und ich möchte den einmal sehen, der uns heute noch sagen wollte, man müßte Marmor aus den Brüchen des Südens, Edelholz von jenseits des Ozeans, edle Teppiche aus dem Orient und kunstvolle Metall- und Schmiedearbeiten aus dem hohen Norden herbeischaffen, wenn ein Bau recht gelingen soll. Deutsches Material und deutsche Arbeiter haben hier das Schönste und Beste hergegeben, um Deutschland und seines Führers würdig zu sein. Darauf sind wir alle stolz. Und nun", der Mann spricht wieder zu sich selber, „ist alles fertig. Fast möchte man sagen, schade, daß wir nicht mehr daran arbeiten können." Der Mann und die mit ihm nun gut Freund geworden waren, wanderten noch einmal still zur Wilhelmstraße. Dort öffnen sich jetzt gerade die beiden gewaltigen Tore, und an den Posten vorbei schauen sie alle



Neue Reichskanzlei – Lange Halle



Wunderschöne Mosaikarbeiten

in den weiten Ehrenhof. Sie sehen die herrlichen Formen des Baues, schauen auf die beiden gewaltigen Plastiken, bewundern das kunstvoll angeordnete Geviert des Erdbelages des Hofes. „Hier in diesen Ehrenhof lud der Führer erst vor wenigen Wochen zu einem Eintopfessen und war dann mitten unter seinen getreuesten Mitarbeitern am Winterhilfswerk. Und die große Halle müßten Sie erst einmal sehen. Sie wissen, daß sie weit über 100 Meter lang ist. Im feierlichen Zuge schritten beim Neujahrsempfang zum ersten Male die Diplomaten der fremden Mächte durch sie, um dem Führer ihre Glückwünsche für das neue Jahr zu sagen. Schön ist es drinnen in dieser Halle, wenn sich in dem Marmor des Fußbodens die Kerzen spiegeln, schön aber auch, wenn durch die großen Scheiben das Tageslicht hineinflutet und das ganze Edle des verarbeiteten deutschen Baustoffes offenbart. Vielleicht sind wir Arbeiter am Bau", der Mann lächelt ein wenig verlegen, „noch immer im Banne unserer eigenen Arbeit und werden es auch wohl immer bleiben. Von der Halle aus gelangt man auch in das Arbeitszimmer des Führers. Über dem Eingang sind die Anfangsbuchstaben des Namens Adolf Hitlers angebracht: A. H. Ganz einfach und klar stehen diese Zeichen dort, doch jeder weiß, daß hinter diesen schlichten Zeichen die Persönlichkeit jenes Mannes steht, der berufen war, der größte Staatsmann der Welt zu werden. Ich wollte, Sie könnten einmal in das Arbeitszimmer eintreten. Ich bin während der Bauzeit auch darinnen gewesen und habe stets wie alle anderen gespürt, daß in diesem Raum deutsche Geschichte gemacht wird. Was soll ich Ihnen noch mehr berichten? Wollen Sie von dem großen Empfangssaal wissen, oder soll ich von dem Kabinettsitzungssaal melden, jenem Raum, in dem um den großen Tisch die Stühle stehen, auf denen bei den Staatsberatungen unter dem Vorsitz des Führers die deutschen Minister sitzen, um über das Wohl unseres Volkes zu beraten? Uns Männern vom Bau hat der Mosaiksaal eine ganz besondere Freude gemacht. In leuchtenden Farben gefertigt, in edlem Marmor eingebettet, trugen Künstler und Arbeiter in gemeinsamer Arbeit Stein und Steinchen zusammen, bis jene wundervollen Wandflächen wurden, die heute die Freude aller Kunstfreunde auslösen. Oder wollen Sie noch hören . . .?" Wieder brausten vom Wilhelmplatz Heilrufe auf. Der Führer weilte wieder unter seinem Volke. Nun schwieg der Mann und hob die Hand zum Gruße zu seinem Führer mit den Tausenden auf dem Wilhelmplatz. Glücklich, wer an diesem schönen Bau – den der Führer unserem Volke schenkte – so wie dieser mitschaffen durfte!

Eingang zum Arbeitszimmer des Führers





Das Arbeitszimmer Adolf Hitlers

Der Kabinettsitzungssaal

Aufnahmen: Hoffmann (4), Scherl (2)

Königswahl im Luftreich

Ein neuzeitliches Märchen von Hella Schwatlo

An einem hellen Frühlingstag fanden sich alle gefiederten Bewohner der Luft zu einem großen Vogeltreffen zusammen. Die Großen und die Kleinen, Krähe und Spatz, Adler und Zaunkönig, Möwe und Wellensittich, Papagei und Rotschwänzchen, sie alle hockten friedlich vereint auf einer weiten Waldwiese. Sie waren zusammengekommen, um einen von ihnen zum „König der Lüfte" zu erwählen. Dieser König sollte ihr Anführer sein; er sollte mit dem gewaltigen Heer der Vögel sein ureigenes Reich, die Luft, gegen das sich ständig steigernde Eindringen der Menschen verteidigen.

Sie tagten schon mehrere Tage, ohne sich einig zu werden. Der Adler erhob in erster Linie Anspruch auf die Königswürde. „Ich habe die schärfsten Augen!" erklärte er. „Mit ihnen kann ich den Feind am schnellsten erspähen." Die Eule lachte verächtlich: „Und was machst du, eingebildeter Adler, wenn der Feind nachts in unser Reich eindringt?" Der Adler knurrte böse: „Ich werde die schlafmützige Eule als Nachtwächter in meinen Hofstaat aufnehmen!"

Neben dem Adler stritten sich vor allem noch der Storch und die Wildgans um Titel und Würde des gefiederten Königtums. Der Storch behauptete, ihm sei es am leichtesten, hinter alle Schliche der gefürchteten Menschen zu kommen. Er stehe in Dorf und Stadt gleich hoch in der menschlichen Gunst. Ihm würde sogar überall von Menschenhand das Nest bereitet.

Diese Begründung rief natürlich noch andere Versammlungsteilnehmer als Königsanwärter auf den Plan. Der Star, die Schwalbe, ja selbst Amsel, Drossel, Fink und Wiedehopf rühmten sich ähnlicher Beziehungen.

„Es sind keine guten, sondern ausgesprochen schlechte und gefährliche Beziehungen, die Storch, Star sowie die anderen verweichlichten Brüder und Schwestern der Luft mit den Menschen unterhalten!" erklärten empört Rebhuhn, Fasan und Wildtaube. „Wer mit den Feinden wohnt, wird leicht zum Verräter der gerechten Vogelsache!"



Erschreckt starrten alle zum Himmel

Das Wort „Verräter" rief einen wahren Sturm der Empörung bei einem großen Teil der Versammlung hervor. Die persönlich Angegriffenen, der Star und der Storch, drohten mit dem sofortigen Abflug. Die Gefahr einer allgemeinen Auflösung der Versammlung war greifbar nahe gerückt. Die einzigen, die die Nerven behielten und dem allgemeinen Aufruhr und Aufbruch mit Erfolg entgegenarbeiteten, waren der Specht und ein ausnahmsweise vernünftiger Papagei. Der Specht hämmerte mahnend seinen Schnabel gegen den Stamm einer nahe stehenden Buche. Der Papagei krächzte sich heiser, indem er das Vogelvolk zur Ordnung rief: „Hiergeblieben! Hiergeblieben! Wer türmt, ist nicht ganz gescheit!"

Sei es nun, daß alle Vögel Wert darauf legten, gescheit zu sein, sei es, daß es doch keinem Ernst war mit dem angedrohten Abflug, sämtliche Versammlungsteilnehmer kehrten zu ihren Plätzen zurück. Eine verlegene Stille trat ein. Alle hielten trotzig die Schnäbel zusammengepreßt. In diese Stille hinein erklang dann ein lautes Brummen, das sich zum gefahrdrohenden Brausen steigerte. Erschreckt starrten alle zum Himmel. Da teilte sich eine helle Wolke, die schon den ganzen Tag unmittelbar über dem Versammlungsplatz gelagert hatte, und aus ihr schoß ein riesiger Vogel zur Erde. Sein Leib glänzte silberhell. Sein Schwanzende war bunt — bunter noch als das des Rotschwänzchens. „Der Feind!" stieß der Kiebitz laut kreischend seinen Schreckensruf aus. Der Neuankömmling ließ sich inmitten des Vogellagers nieder. Er neigte — wie zur Begrüßung — seine schwarzbetupfte Silbernase nach vorn und sprach dann zu den Versammelten:

„Es ist wenig schön von euch, daß ihr mich nicht eingeladen habt! Wenn es um die Belange unseres Luftreiches geht, will auch ich zur Stelle sein!" Eisiges Schweigen war die Antwort auf diese Anrede. Abschätzend schaute der Silberne rundum im weiten Kreis. Keine Stimme war hörbar, nichts regte sich. Nicht einmal der Papagei, der gerne durch vorwitzige Bemerkungen von sich reden machte, räusperte sich. „Ihr seid mir ja eine heitere Gesellschaft!" begann der riesige Vogel erneut. „Erst streitet ihr laut und lärmend, daß man es bis hoch in die Wolken hört, und dann seid ihr stumm wie die Fische auf dem Meeresgrund. Hat euch mein Anblick die Sprache geraubt? Ich bin nur hergekommen, um mit euch den König der Lüfte zu wählen. Laßt euch drum nicht stören. Ich werde still warten und meine Stimme zuletzt abgeben!"

Unschlüssig schaute der Adler zur Eule, der Storch zum Staren, der Papagei zur Wildgans. Eine verteufelte Geschichte! Da haben sie sich zusammengefunden, um Waffen gegen diese von Menschenhand geschaffenen silbernen Emporkömmlinge zu schmieden, und nun erscheint der Feind, dem die Verschwörung gilt, inmitten der Verschwörer und erklärt: Ich mache mit!

Während jeder vor sich hinstarrte, geschah etwas Unerwartetes. Aus einer der hinteren Reihen, in der die kleineren Feldvögel ihre Plätze hatten, flog der Zaunkönig hoch und steuerte auf den Silbervogel zu. Er ließ sich zu dessen Füßen nieder und warf dem Eindringling in kurzer, aber entschlossener Rede das vor, was alle bewegte:

„Wir haben dich nicht hergebeten, Silbervogel, weil du keiner der Unsrigen bist. Wir tragen ein Federkleid. Du aber trägst einen Panzer aus Stahl. Wir ernähren uns durch

gesunde Fleisch- und Gemüsekost. Du aber säufst in einem fort stinkendes Feuerwasser. Wir ziehen — getreu unseren Pflichten — Jahr um Jahr Junge auf. Du aber tust nichts dergleichen und überläßt die Sorge um dein Geschlecht den Menschen, die in Fabriken künstlich Vögel züchten, so wie sie auch todbringende Jägerflinten und schändliche Vogelfallen herstellen. Wir sind frei. Du aber bist Sklave der Menschen. Wir kämpfen darum, daß unser Luftreich frei bleibt. Du aber hilfst den Menschen, die Luft zu erobern. Darum wollen wir dich nicht in unseren Reihen. Du bist auch ausgeschlossen von der Wahl. Der König, den wir wählen, wird unser König, aber nicht dein König sein. Scher dich drum fort!"

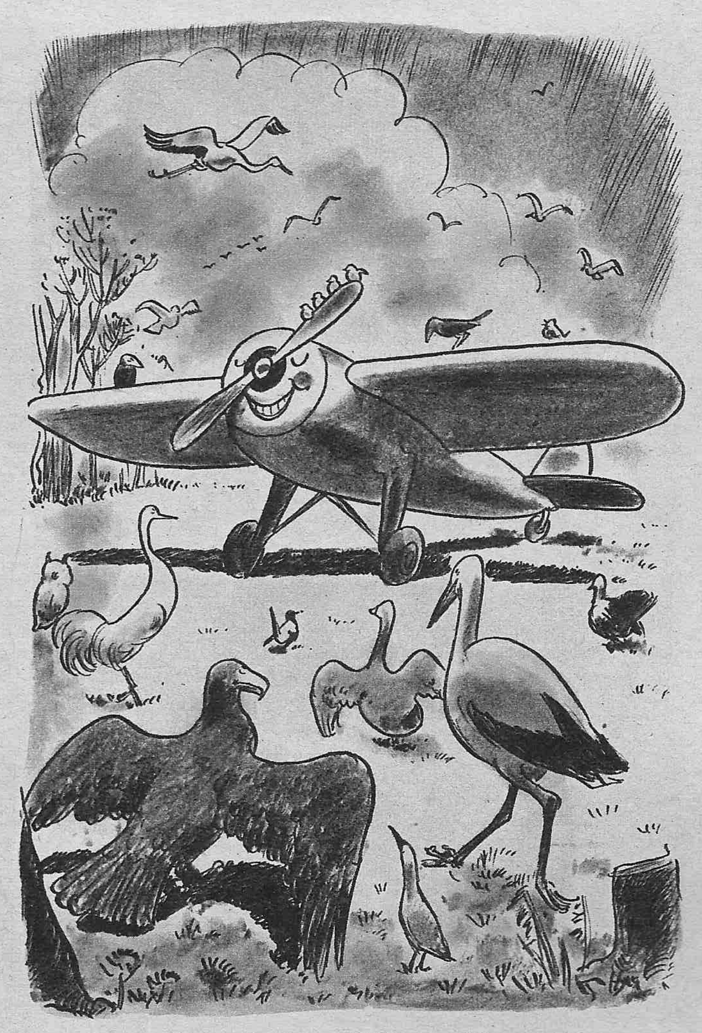
Mit steigernder Erbitterung schleuderte der Zaunkönig dem Riesen seine Worte entgegen. Es war ein Bild, das zum Lachen gereizt hätte, wenn der Augenblick nicht so ernst gewesen wäre. Der gewaltige Stahlvogel, hundert-, ja tausendmal so groß wie der winzige Widersacher zu seinen Füßen, hörte sich geduldig die Beschimpfungen des Zaunkönigs an. Er blieb auch still, als die ganze Versammlung laute Beifallsschreie ausstieß, nachdem der kleine, mutige Zaunkönig geendet hatte. Als dann aber erneut Schweigen entstand, als alle, die Großen und die Kleinen, ängstlich abwarteten, ob sich der Feind in die Lüfte heben und davonfliegen würde, da richtete sich der Riese zu seiner vollen Größe auf: „Gefiedertes Volk der Lüfte! Ihr habt recht, ich fresse weder Samenkörner noch Schnecken oder Raupen; auch Brotstücke und Kohlblätter verabscheue ich. Meine Flügel sind aus Stahl. Zugegeben auch, daß ich den Menschen diene. Aber eins stimmt nicht: Die Menschen wollen unser Luftreich nicht erobern!"

Ein Sturm des Widerspruchs erhob sich. Die Eule rief argwöhnisch: „Und was ist das Tag und Nacht für ein Gebrumme und Gesurre?" „Wozu bleibt ihr denn nicht bei den Menschen auf der Erde, wie es andere artvergessene Vögel vom Schlage eines Haushuhns und einer Parkente tun?" donnerte der Specht hinterher.

Der Silbervogel wartete, bis die allgemeine Ruhe wieder hergestellt war. Dann fuhr er fort: „Vergeßt eins nicht, gefiederte Brüder und Schwestern. Der schnellste Weg von einem Ort zum anderen führt geradeaus durch die Luft. Die Menschen haben es nun oft sehr eilig. Da ist ihnen der Landweg oder der Wasserweg zu beschwerlich und langwierig. Sie sind drum darauf gekommen, sich Luftwege zu bauen. Ihr schreit da nun laut und ängstlich: Die Menschen wollen uns unsere Luft fortnehmen! Das ist falsch! Das ist blindes Geschrei. So haben einst auch die Tiere der Erde gelärmt, als die Menschen ihre erste Straße bauten. So haben die Fische Luftblasen der Unzufriedenheit an die Wasseroberfläche gesandt und dabei empört erklärt: Die Menschen dringen mit schweren Stahlpalästen in unser Reich ein. Habt acht, die wollen uns unser Wasser stehlen!"

Der Riese machte eine kleine Pause und blickte wieder reihum. Aber noch blieb alles stumm. Unbewegten Gesichts schauten Adler wie Wiedehopf, Spatz wie Krähe, Papagei wie Wellensittich den Redner an. Ihr Blick sagte: Red' ruhig weiter. Wir hören zu! Und der Silberne setzte mit erhobener Stimme seine Rede fort:

„Haben die Menschen den Fischen das Wasser gestohlen? Liegen Wale und Kabeljau, Aale und Haie auf dem Trockenen? Nichts von alledem! Im Gegenteil: Jedesmal, wenn einer der anfangs so gehaßten Stahlkolosse seinen Weg durch das Meer bahnt, eilen die Fische, jung und alt, herbei, um von den Leckerbissen zu naschen, die diese stählernen Fische auf jeder Fahrt ihren kleinen Brüdern und Schwestern zukommen lassen. Und wie sieht es auf der Erde aus? Wer füttert wintertags das Wild im Wald? Wer denkt auch an unsere kleinen gefiederten Freunde, die nahe den menschlichen



Sie umringten den stählernen Riesen

Zeichnungen: Bob Hindersin

Siedlungen hausen, wenn harter Frost das Sattwerden schwer macht?"

Die Vögel waren immer näher zusammengerückt. Sie umlagerten jetzt wie ein gewaltiger, lebendiger Wall den silbernen Riesen. Der aber sprach unbeirrt weiter: „Die Fische haben sich mit den Menschen geeinigt. Sie wissen genau Tag und Stunde, zu denen die Stahlriesen das Wasser durchfurchen, und sie meiden die Bahn der Riesen. Zum Dank dafür regnet es Leckerbissen vom Schiff ins Meer. Ihr würdet gut daran tun, dem Beispiel der Fische zu folgen. Gebt den Menschen die Luftwege frei, und sie lassen euch euer Luftreich. Wählt euch einen König, der mit den Menschen einen Freundschaftsvertrag abschließt. Das ist der Rat, den ich zu geben habe!" — Wieder schwiegen die Versammelten. Dann begann ein Geflüster, eine heimliche Abrede von Vogel zu Vogel, und dann plötzlich brach es aus ihnen heraus: „Der Silberne soll unser König sein!" Sie jubelten: „Er hat uns richtig sehen gelehrt. Er wird uns weiter gut beraten!" Sie umringten den stählernen Riesen, zwitscherten und sangen. Sie waren von einer Sorge befreit. Der größte Bewohner der Luft, den sie für ihren Feind gehalten hatten, war ihnen zum Freund geworden. Ihm ordneten sich alle gerne unter; denn er war der größte, der mächtigste und vor allem der klügste aller Vögel, und der Klügste und Mächtigste soll stets der König sein.

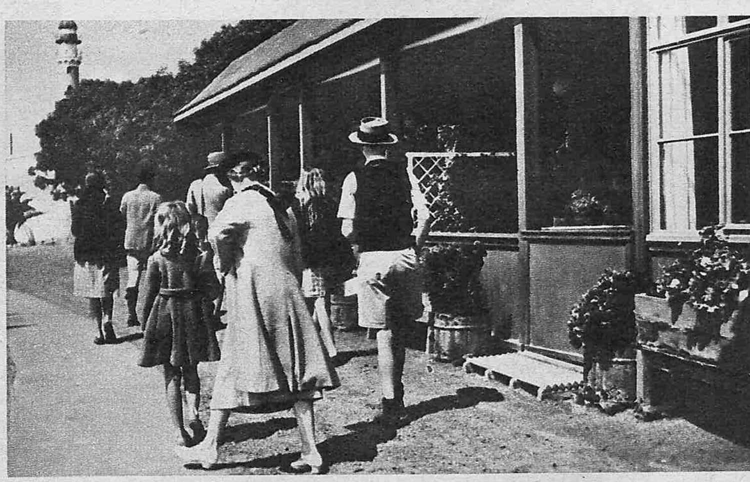
Die Stunde aber, in der sich die Vögel im Federkleid mit den stählernen Riesen vereinigten, war — so schließt unser modernes Märchen — die Geburtsstunde der Verkehrsfliegerei.



Die alte Landungsbrücke, die einst weit über die Brandungswellen ins Meer hinausführte, steht heute auf Sand. Das Meer hat sich zurückgezogen

Seebad Swakopmund

Die Stadt zwischen Wüste und Ozean



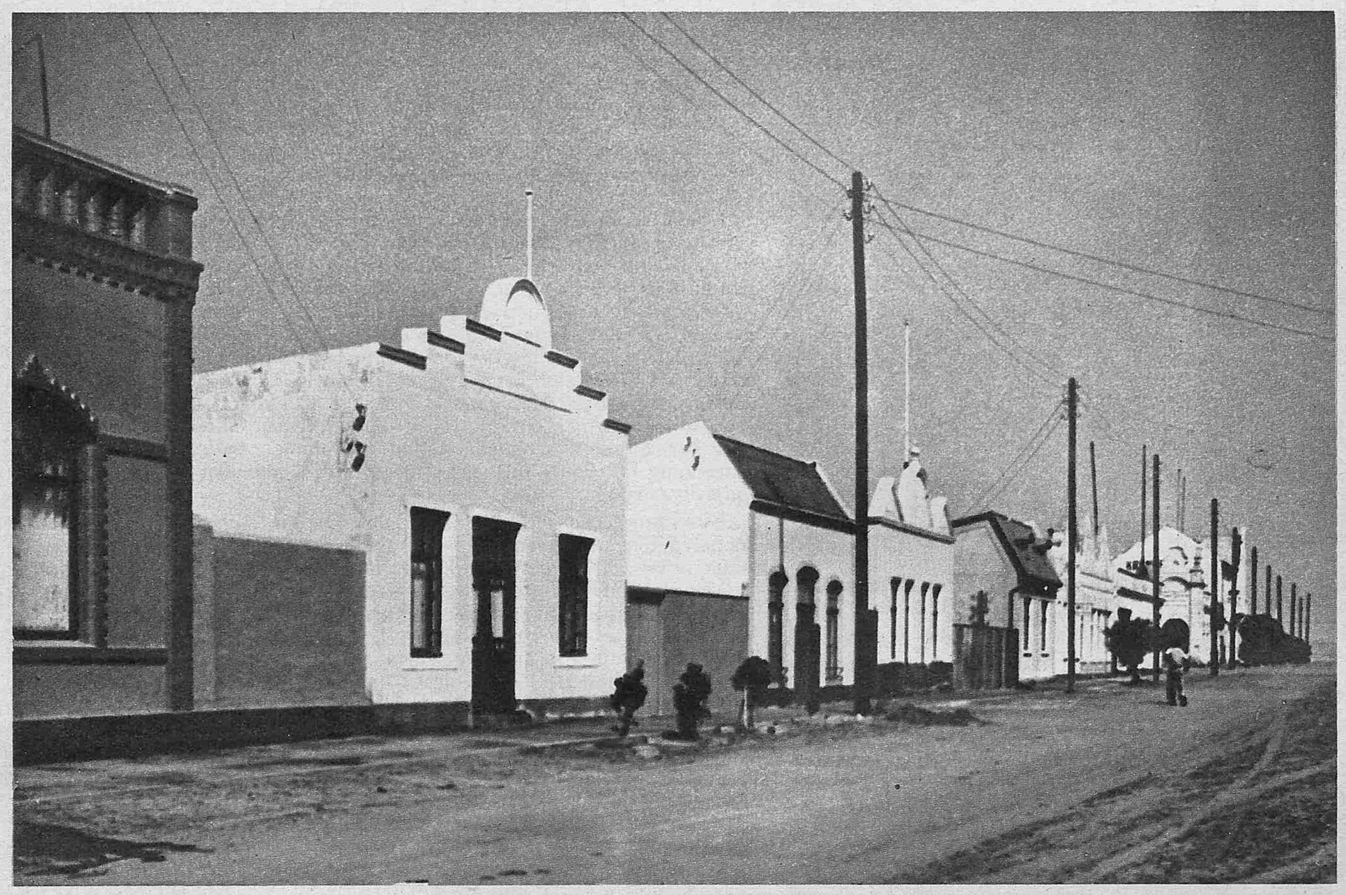
Vor dem kleinen, freundlichen Strandcafé. Swakopmund erinnert immer wieder an deutsche Ostseebäder



Der neue Bahnhof

Seit zwei Stunden liegen wir auf der Reede von Walfischbai. Ich stehe an der Reling der „Pretoria" und starre in den dichten Nebel, der ringsum alles verhüllt. Der Schlepper geht erst in einer Stunde zum Land zurück, und so sehr es mich drängt, nach langer Seereise meinen Fuß auf afrikanischen Boden zu setzen, ich muß mich gedulden. Viele warten mit mir, alte Deutsch-Südwester, die nach einem Deutschlandurlaub wieder heimkehren auf ihre Farmen, auch ein paar „Neue", die erst versuchen wollen, Fuß zu fassen. Vom Land ist noch immer nichts zu sehen, aber die Wärme der Morgensonne dringt schon durch den dünner werdenden Nebel und muß ihn bald vollends zerstreut haben. Unmerklich langsam weitet sich der Blick, bis sich ganz allmählich, erst verschwommen, dann immer deutlicher ein schmaler, gelber Streifen am Horizont abhebt, die Küste Südwestafrikas. Sanddünen über schmalem Strand. Sand, nichts als Sand. Davor in der Bucht drei Dutzend Walfangboote. Recht weit vom Dampfer entfernt südlich Kühlhäuser und Kräne am Kai und ein paar Häuser: Walfischbai. Ich erinnere mich der Antwort, die mir vorhin der Oberzahlmeister gab, als ich den Wunsch äußerte, während der Liegezeit des Schiffes an Land zu gehen: „Nehmen Sie einen Neger und setzen Sie ihn in den Sandkasten auf dem Kinderdeck, dann haben Sie Walfischbai! Wissen Sie, eine alte Seemannsweisheit lautet: Warum denn an Land gehen, man kann es ja vom Schiff aus sehen..." Ich muß gestehen, wenn es mich schon vorher gereizt hatte, an Land zu gehen, jetzt erst recht. Für trostlose Gegenden habe ich immer viel übrig, und manch eine von ihnen habe ich schon in mein Herz geschlossen. Und dann, ich will ja nach Swakopmund, der Stadt, die Deutsche einfach aus der Wüste geschaffen haben, in der Deutsche seit Generationen zu Hause sind. Wo Deutsche leben und arbeiten, kann es nie trostlos sein.

Endlich ist es soweit. Der Schlepper, auf den ich übergestiegen bin, legt ab und steuert dem Lande zu. Es dauert fast eine halbe Stunde, bis er den Kai erreicht hat und die dichtgedrängte, bunte Gesellschaft seiner Fahrgäste über das ausgelegte, schmale Laufbrett an Land steigen kann. Da an der einzigen Mole gerade kein Dampfer liegt, macht der Hafen einen traurigen, verödeten Eindruck. Die Riesenarme von



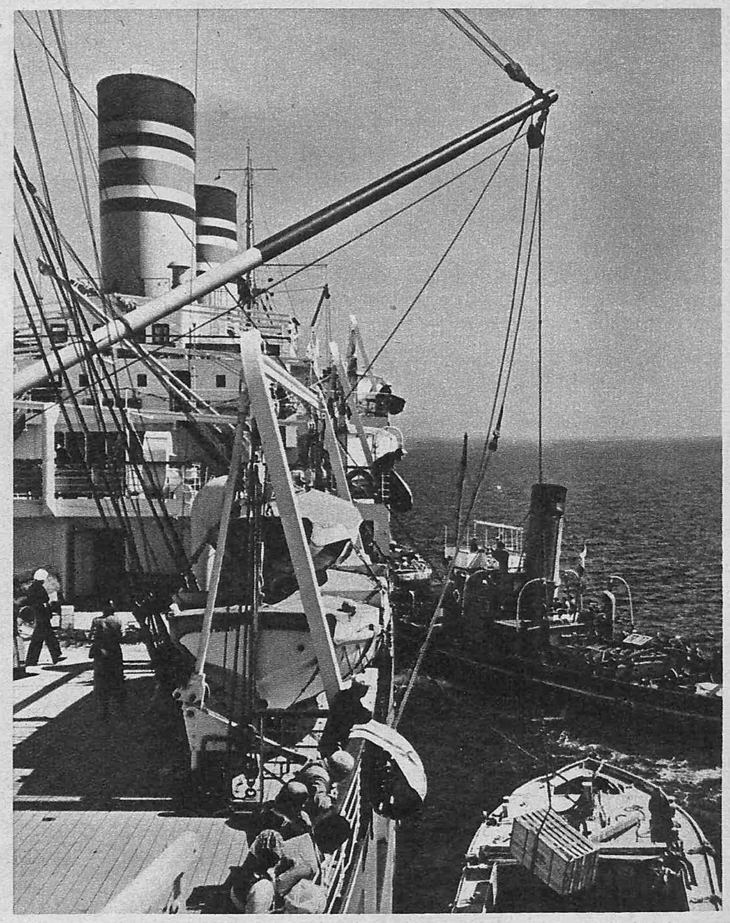
Kleine, freundlich bunt getünchte Häuschen säumen die überbreiten Straßen von Swakopmund

einem halben Dutzend Kränen ragen starr und unbewegt in die Höhe. Die großen Tore und Luken der sauberen, neuen Schuppen und Hallen, des Schlachthauses und Kühlhauses sind dicht verschlossen. Auf einer kleinen Werft liegen zwei leuchtend zinnoberrot gestrichene Walfangboote zum Überholen. Die Zeiten, in denen es in der Walfischbai und im Umkreis an der Küste Südwestafrikas noch Walfische gab, sind Vergangenheit.

Bis zum Hafenausgang sind es nur wenige Schritte. Rechts liegt das Zollamt, links das Kontorgebäude der Woermannlinie, bescheidene, kleine Häuser, aber hier gehören sie zu den repräsentativsten Bauwerken. Den übrigen Ort übersieht man ohne Mühe. Keine dichtgeschlossene



Palmen, dem Wüstensande abgerungen, vor dem ehemaligen deutschen Bezirksamt. Dahinter der Leuchtturm



Der beste Hafen, die Walfischbai



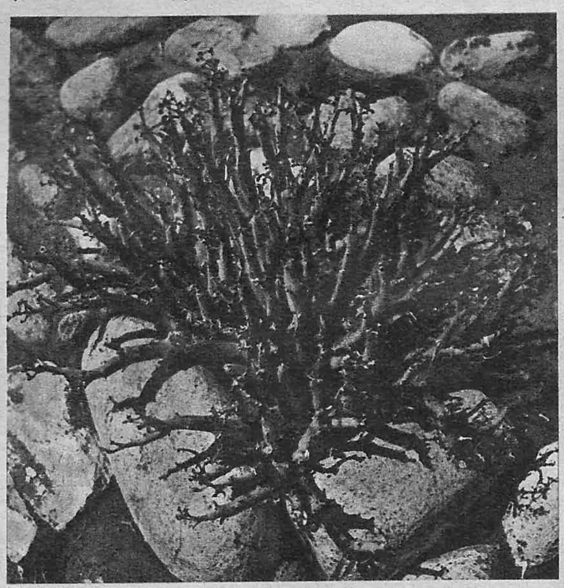
Der Garten in der Wüste.
Palmen im botanischen Garten am Strand von Swakopmund

Straße hindert den Ausblick auf das Meer der Sanddünen, das sich dicht an den Ort heranschiebt, ja, seine Wellenberge in ihn hineinwirft und ihn zu begraben droht. Wehe, wenn das Sandmeer, vom Sturm gepeitscht, sich in Bewegung setzt und Himmel und Erde verschlingt. Die tobenden Fluten des Sandes sind nicht weniger furchtbar wie die des nahen Ozeans. Die wenigen Häuser sind von erschreckender Nüchternheit und Schmucklosigkeit und scheinen wahllos in den Sand gestellt. Schon halb in der Wüste Wellblechbuden und Hütten der Eingeborenen. Kunststraßen gibt es noch nicht. Ich habe an Bord schon die erstaunliche Geschichte von einem Berichterstatter gehört, der von Walfischbai aus das Land mit dem Auto durchqueren wollte und nach dem Verlassen des zementierten Hafenplatzes noch genau 800 Meter weit gekommen war, bis er sich im Sande festgefahren hatte. Es mag an seiner allzu großen Forschheit gelegen haben, denn bei einiger Vorsicht kommt man mit dem Wagen bis Swakopmund, wo der Boden härter ist und die Wege besser zu befahren sind. Hier in Walfischbai aber triumphiert noch der Fußgänger, soweit für ihn durch den rieselnden Sand schmale Bretterwege gelegt sind. Die 300 Meter zum Bahnhof jedenfalls kann ich auf einem Holzgehsteig zurücklegen. Wie alles andere, steht auch der Bahnhof für mein Gefühl vollkommen beziehungslos zu seiner Umgebung im Sande und vor ihm auf einem schmalen Schienenband drei Schnellzugwagen.

Zwischen Meer und Namib windet sich die Bahn durch, immer dem schmalen Strand folgend. Die Brandung des Ozeans tritt stellenweise so nahe an die Strecke heran, daß man vom offenen Fenster den Sprühregen der Brecher zu spüren vermeint. Draußen in der Dünung spielen große Tümmler. Am Strande stolzieren silbergraue Reiher, rosenrote Flamingos, viele schwarze Kormorane. Ganz seltsam muten hier am Rande der pflanzenlosen Wüste die zahlreichen Leichen gewaltiger Baumriesen an. Mancher Stamm liegt da gebleicht und ausgedörrt, schon halb im Sande vergraben, wie ein Ertrinkender mit einem zerfetzten Ast in die Luft greifend. Wo mögen diese Stämme einst gewurzelt, Blätter getrieben, Blüten hervorgebracht und Früchte getragen haben?

Unnütze Gedanken und Fragen hier, wo der Mensch nichts zu suchen hat, wo täglich allein der Kampf der Naturgewalten tobt. Auf der einen Seite der Ozean, angriffslustig, unermüdlich in ewiger Wiederholung immer neue Linien seiner Reiterscharen in blitzenden Rüstungen zum Strand werfend, Millionen schäumender und schnaubender Pferde. Ihr dröhnender Schlachtenlärm dringt aus den donnernden Wogen. Auf der anderen Seite die Wüste, starre, hohe Mauern von Sand, eine uneinnehmbare Festung, an der jeder Angriff ohnmächtig zusammenbricht. Zwei einander würdige Gegner. Und auf dem Kampffeld zwischen Wüste und Meer diese Bahn.

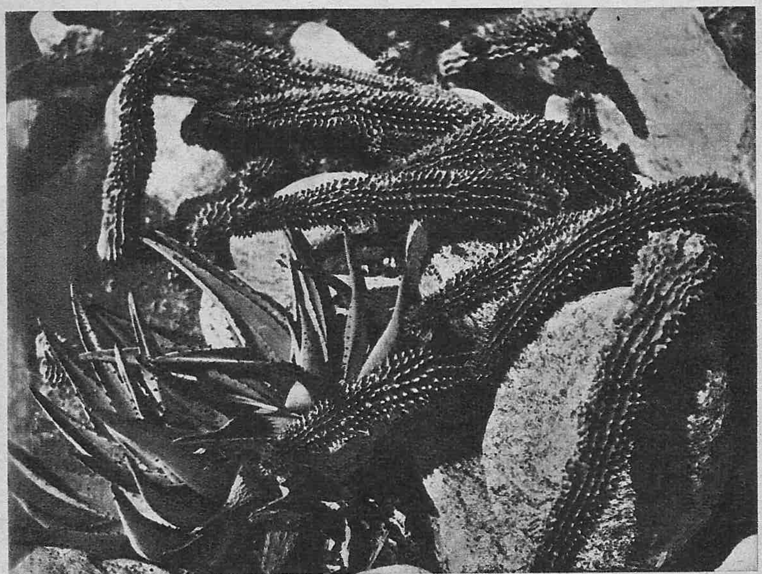
Nun frißt der Zug sich gar vollständig in die Sandberge hinein, und der metallene Schall der rollenden Räder bricht sich vielfach am Auf und Ab der Dünen. Eine Stadt taucht auf — ist es eine Täuschung, ein Traum? Ein Leuchtturm, andere Türme, rote und graue Dächer. All das kann kaum noch zweitausend Meter entfernt sein. Da biegen wir im rechten Winkel nach Osten ab, und noch einmal verschwindet das liebliche, eben aufgetauchte Bild. Weit oberhalb der Mündung fahren wir über den Swakop an seiner engsten Stelle. Ausgetrocknet liegt das Flußbett da, und es ist schwer vorstellbar, daß der Fluß erst vor wenigen Jahren (1934) zur Regenzeit hoch über die Ufer trat und mit seinen verheerenden Fluten alles auf seinem Wege zerstörte. Auch die festgefügte Eisenbahnbrücke riß er damals mit sich. Über die neue Stahlbrücke fahren wir jetzt. Noch ein schwungvoll in den Sand gelegter Bogen, und wir halten in Swakopmund.



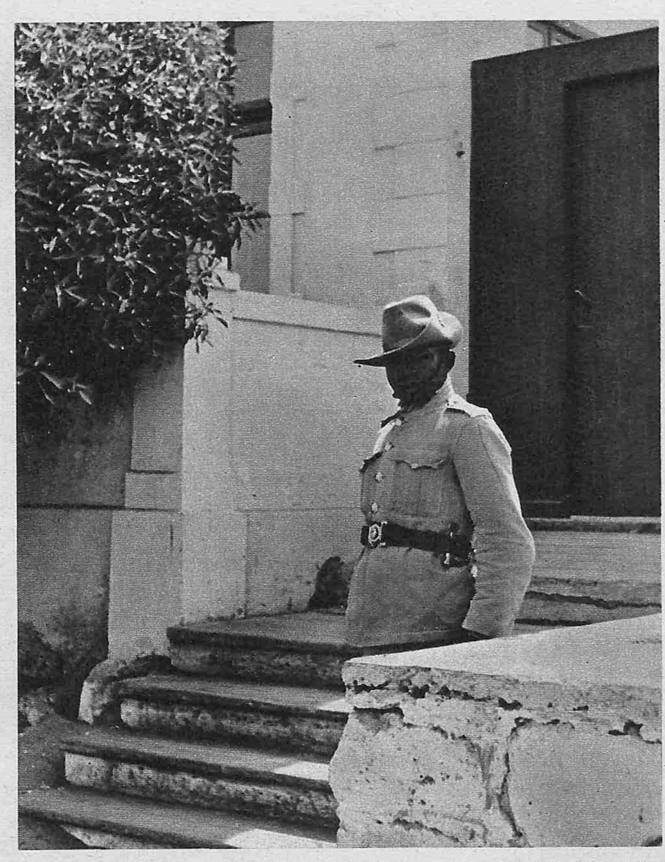
Der Korallenbaum der Wüste
im Namibgarten des botanischen Gartens



Aloe arborescens, die seltenste und schönste Pflanze
der Namibwüste im botanischen Garten



Im botanischen Garten findet man die seltensten Pflanzen der Namibwüste.
Kriechende Kakteen



Der Wachtposten, ein schwarzer Askari, vor dem Haus des südafrikanischen Administrators spricht deutsch. Er hat vor dem Kriege in der deutschen Schutztruppe gedient



Die Hererofrauen schwärmen immer noch für die Mode der victorianischen Zeit und sind allen modischen Neuerungen abhold. Dazu tragen sie mit Vorliebe die Gürtelschnalle des „deutschen Turnvereins" aus der Vorkriegszeit

Über den lockeren Sand führen wieder Bohlenwege in den Ort, aber auch die Fahrbahnen sind hier fester wie in Walfischbai. Die Straßen sind gradlinig abgesteckt, und je weiter man zum Strand kommt, desto geschlossener werden die Reihen der niedrigen, freundlich bunten Häuschen. Deutsche Aufschriften überall. Der Blick fällt auf eine kuppelgekrönte Kirche in schlichtem, klassischem Barockstil. Aus dem hohen Schulhause, dem ihr gegenübersteht, stürzen lachend und tobend eine Schar Jungens und Mädels, alle frisch, blond, kräftig, überschäumend vor Lebensfreude. Sie schwingen Aktentaschen in der Hand. Die deutsche Schule ist aus. Schnell haben sie sich verstreut, zu Hause warten schon die dampfenden Kochtöpfe. Wie verlassen die Straßen sonst mittags sind! In den Straßen brütet die Hitze.

Auf der Hauptstraße, die zum Strandbad führt, sprießen wie ein Wunder frischgrüne Bäume, die nur nie endende Mühe und Pflege dem Sande abgerungen haben können. Um das Denkmal für die im Hereroaufstand Gefallenen schließen sich Bäume und Blütenbeete gar zu einem kleinen Park zusammen, und zum Strand führt eine Palmenallee vorbei an dem botanischen Garten, in dem geordnet und wissenschaftlich bezeichnet seltene Pflanzen der Namib gedeihen. Der Garten ist idyllisch, ein grünes Asyl für die Augen, die von lauter Helligkeit schon geblendet waren. Über die Palmen grüßt der rotweiß gestreifte Leuchtturm, der zuverlässige Wächter der ehemaligen Hafenstadt. Seit dem Weltkrieg ist Swakopmund als Hafenplatz zugunsten des natürlicheren Hafens von Walfischbai aufgegeben. Hafenanlagen zum Laden und Löschen von Schiffen sind nicht mehr vorhanden. Dafür hat der Ort nach einer Zeit drückender Ungewißheit mehr und mehr als Seebad für Südwest Bedeutung bekommen und sich ganz auf diese neue Rolle eingestellt. Während der heißen und trockenen Sommermonate kommen die Inländer gerne nach Swakopmund, um sich in der kühleren und feuchten Meerluft zu erholen. Dann werden von der rührigen Kurdirektion, genau wie in den deutschen Ostseebädern, Pferderennen, Tennisturniere und Schwimmfeste veranstaltet, und der Frohsinn der Feriengäste schallt am endlosen Badestrand. Gerne würde ich das Lachen vernehmen, die Stimme der Freude hier hören, doch es ist keine „Saison". Der Frühling, ein heißer afrikanischer Frühling, entfaltet schüchtern erst die Blüten. Im kleinen Strandcafé sitze ich fast allein. Aus dem Lautsprecher tönen deutsche Lieder. Aus allen, scheint mir, klingen Grüße hinüber und herüber.

G. Pommeranz-Liedtke.



Die deutsche Kirche und Schule sind beide in einem schlichten Barockstil erbaut und gehören zu den schönsten Bauwerken des Ortes



Deutsche fielen für Südwest!
Das Denkmal für die im Hereroaufstand Gefallenen in Swakopmund

Zwei kleine Geschichten

Immer großzügig, lieber Eichelhäher!

Mit gellendem Gekreisch, schimpfend und zeternd, flatterte der buntscheckige Eichelhäher durch den stillen Winterwald. Lärmend schwang er sich auf die alte Fichte, wo sein Vetter, der bedächtige Tannenhäher, eben eine Nuß bearbeitete.

„Was ist denn schon wieder los, du ewiger Krakeeler?" fragte der Tannenhäher etwas ärgerlich. „Was schreist du wieder wie eine verrücktgewordene Amsel? Nimm dich doch zusammen, ja!" Aber der Eichelhäher hörte gar nicht die mahnenden Worte. Aufgeregt schrie er los: „Sie sind wieder da! Sie sind wieder da, die Frechlinge, die Vagabunden, die Bettler, die Bande!"

„Wer denn? Von wem redest du denn? Wer ist denn wieder da?" fragte der Tannenhäher gelassen.

„Die Vagabunden aus dem Norden! Die Herumtreiber!"

„Ich verstehe dich nicht. Rede doch deutlich!"

„Na, die Unglückshäher, die Seidenschwänze, die Rotgimpel, die Birkenzeisige! Alle sind sie wieder da!"

„Ach, die meinst du? Und deswegen regst du dich so auf?"

„Jawohl! Eine meiner Vorratskammern hat der Unglückshäher schon geplündert!" ereiferte sich der Eichelhäher. „Ganz ruhig blieb der rotschwänzige Frechling sitzen, als ich dazukam. Entschuldige, meinte er, aber bei uns im hohen Norden, in den sibirischen Wäldern, ist es wieder einmal verteufelt kalt. Da haben wir uns der schönen, milden, deutschen Wälder erinnert. Ihr lebt hier doch wirklich nicht schlecht."

„Leben wir auch wirklich nicht!" nickte der Tannenhäher. „Da hat der Rotschwänzige ganz recht. Ich glaube, die paar Eicheln wirst du wohl verschmerzen können, lieber Vetter."

„Das schon", gab der Eichelhäher zu, „aber ich kann diese Vagabunden nun eben nicht leiden! Überall da, wo der Tisch für uns gedeckt ist, da blitzen nun ihre roten Schwänze und Flügel und Mützen. Aufdringlich und dreist schmälern sie uns den angestammten Futterplatz."

„Immer großzügig, lieber Vetter! Hunger tut weh! Not kennt kein Gebot! Sei froh, daß wir eine so schöne Heimat haben! Der deutsche Wald wird auch diese nordischen Gäste noch sättigen, ohne daß du verhungern mußt. Ich will dir mal was sagen, ein futterneidischer Geizkragen bist du! Ein Kerl ohne Herz! Große Klappe und nichts dahinter! Wiedersehen!" Und damit verließ der Tannenhäher seinen verdutzten Vetter, dem tatsächlich einmal die Spucke weggeblieben war.

Der Tannenhäher aber wollte sich nun auch einmal die Gäste aus dem Norden näher betrachten. Er brauchte sie nicht lange zu suchen. Schon in der kleinen Birkenlichtung sah er es rot aufblitzen. Aha, das waren die rotköpfigen Birkenzeisige, die da wie flinke Flammen umherhuschten. Kleine, nette Kerlchen, die eifrig die geflügelten Birkennüßchen spalteten. Fast ängstlich schauten sie den großen Tannenhäher an. „Willkommen!" rief der darum freundlich. „Willkommen in unserer Waldheimat!" Und dann strich er weiter und dachte bei sich: „Wenn es auch Vagabunden sind, sie gefallen mir doch!"

Am Rande des Waldes leuchtete es wiederum rot aus den dunklen Wacholderbüschen. Da saßen die Seidenschwänze breit und behäbig und stopften sich den leeren Magen voll blaue Wacholderbeeren. Ganz vertieft waren sie in diese Arbeit und stopften und stopften. „Müssen die verhungert sein!" dachte der Tannenhäher. Und er strich weiter und schwang sich in den mächtigen Ebereschenbaum. Auch hier saßen bunte Fremdlinge. Emsig pickten sie die roten Vogelbeeren, hatten schon tüchtige Arbeit geleistet und schwirrten eben zum Nachbarbaum hinüber. Das waren die Rotgimpel, die lustigsten und beweglichsten Gesellen der Welt. Der Tannenhäher sah ihnen vergnügt zu, und dann sah er auch drüben am Waldrand den eleganten Unglückshäher schwirren. Plötzlich aber rauschte es dicht neben ihm. Sein Vetter, der Eichelhäher, war es. „Na, hast du dich wieder beruhigt?" foppte ihn der Tannenhäher gemütlich.

„Beruhigt? Was heißt hier beruhigt?! Denkst du, daß deine Schimpferei dazu beigetragen hat, he?! Man muß sich eben abfinden mit diesem Besuch! Deswegen würde ich aber noch lange nicht mit Willkommenrufen um mich werfen, wie du das tust."

„Immer großzügig, lieber Vetter Eichelhäher! Junge, Junge, ich möchte es dir eigentlich wünschen, daß dir auch einmal eisige Stürme durchs Gefieder blasen, daß dir die Krallen absterben, daß du vor Hunger schreist!"

„Ein frommer Wunsch, lieber Vetter Tannenhäher! Aber was sagst du dazu, daß ich den Unglückshähern mein größtes Eichelvorratslager gezeigt und geschenkt habe?"

„Was? Wirklich?"

„Wenn ich es dir sage!"

„Nun, dann sage ich, daß du doch ein gutes Herz unter deinem bunten Wams hast. Das nenne ich mehr für die Gäste aus dem Norden getan, als nur Willkommen zu rufen."

„Na also! Ja, ja, immer großzügig, lieber Vetter! Und das nächste Mal kannst du dir von der großen Klappe und nichts dahinter selbst eine Scheibe abschneiden!" sonnte sich der Eichelhäher in seiner schwer erkämpften Großzügigkeit.

„Mache ich!" meinte der Tannenhäher lächelnd. „Na, da können wir ja nun zur Tagesordnung übergehen. Es lebe der gastfreundliche, der gebefreudige deutsche Wald!"

„Er lebe hoch!" schrie der Eichelhäher. „Er lebe hoch! Er lebe hoch! Er lebe hoch!" Und immer gellender stieß er seinen Hochruf aus und flog davon, und rief ihn laut über alle Wipfel.

Er ist eben immer ein bissel zu aufgeregt, ein bissel verrückt, der buntscheckige Eichelhäher. Aber ein gutes Herz hat er doch!

Hans Wilhelm Smolik.

Hinnerk und der Ochse

Hinnerk Francksen wollte einen Ochsen schlachten. Und das war keine so einfache Sache für ihn, da er ziemlich stark schielte. Das hielt ihn aber trotzdem nicht von dem einmal gefaßten Vorsatz ab. Er band also den Ochsen mit einem riesigen Strick an einen Pfahl, besorgte sich einen großen Holzhammer, holte weit aus und knallte dem Ochsen, wenigstens seiner Meinung nach, ein paar mächtige Dinger vor den Latz. Er war dann aber sehr erstaunt, daß der Ochse nach wie vor gemütlich dastand und ihn seelenruhig anblinzelte. „Dat Biest is also doch 'n büschen schlauer als ich dachte", brummte Hinnerk vor sich hin und überlegte gerade, wie er es wohl anstellen könne, daß der Ochse nicht von neuem geschickt den Schlägen ausweichen würde, als er seinen Freund Jochen vorbeikommen sah. Ihn erblicken und rufen: „Jochen, komm mich doch eins ein büschen her und hilf mir doch den Ochsen 'n büschen halten", war eins. Und Jochen tat, wie ihm geheißen.

So holte denn Hinnerk wieder zu einem wuchtigen Schlage aus und wollte gerade zuhauen, als Jochen ihn in letzter Minute davon abhielt und ihn ängstlich fragte: „Sag eins, Hinnerk, willst du dahin hauen, wo du hinkiekst? Dann will ich mich man doch lieber ein büschen anders aufstellen."

Hinnerk beschwichtigte aber seinen Freund Jochen und bedeutete ihm in wohlgesetzten Reden, daß er keine Angst zu haben brauche, da er das schon richtig besorgen werde. Und Jochen traute den Worten seines Freundes. So holte Hinnerk wieder weit aus, und peng, peng krachten wieder zwei wuchtige Schläge auf das Haupt des armen Ochsen. Hinnerk wunderte sich aber dann doch sehr, daß der Ochse noch immer aufrecht stand und ihn, genau wie vorhin, seelenruhig anglotzte. Nun packte den gutmütigen Hinnerk aber eine gewisse Wut, und daher schickte er sich an, zu einem noch wuchtigeren, dritten Schlage auszuholen. Woraufhin Jochen sich vernehmen ließ: „Du, Hinnerk, min Jong, du weißt, ich bin ein gutmütiger Kerl, aber wenn du mich noch ein drittes Mal so mächtig auf 'n Kopp haust, laß ich den Ochsen los."

Arno Sommerfeld.

Der Entdecker des unterhimmlischen Reiches

Vom Leben Engelbert Kämpfers

Man schrieb den 22. September des Jahres 1690, als der „Waehlström“ nach unendlich beschwerlicher Fahrt die Bucht von Nagasaki erreichte. Gewaltige Stürme hatten den Segler auf seiner Reise hin und her geworfen, daß Kapitän und Mannschaft oft genug die Hoffnung auf eine glückliche Landung aufgegeben hatten und ihre Seele dem Herrn über Tod und Leben empfahlen. Mehr als einmal war das Schiff auf seiner Fahrt, die es im Juli von Siam aus angetreten hatte, leckgeschlagen worden. Gewaltige Wellenberge waren über den Segler hereingebrochen und hatten das Ruder zerschlagen, die Segel waren im Sturm in Fetzen gegangen, und fast immer standen Kajüte und Lagerräume auf dieser Fahrt unter Wasser.

Ja, hätte das Schiff nicht den Medicus Engelbert Kämpfer an Bord gehabt, wer weiß, ob es überhaupt seinen Bestimmungsort Nagasaki erreicht hätte. Und das kam so. Die Anstrengungen der Fahrt hatten die Mannschaft mürbe gemacht. Tage und Nächte hatte sie keinen Schlaf gefunden. Der Orkan raste über die aufgewühlte See. Eine Woche schon hatte der Koch keine warme Mahlzeit mehr bereiten können, das Trinkwasser war zur Neige gegangen, die Kajüten waren feucht geworden und die Sachen, die die Mannschaft trug, hatten Schimmel in der dauernden Nässe angesetzt. Sie waren alle am Ende ihrer Kräfte. Und dazu war der Schluß der Reise noch gar nicht abzusehen. Die Mannschaft wollte meutern. Als der Schiffszimmermann gar entdeckte, daß die Rippen des Schiffes bedenklich locker geworden waren, gab es einen offenen Aufstand. Der Wortführer der Matrosen ging zum Kapitän. Was er kurzerhand vorschlug, war die Rückkehr in den Heimathafen. Man sollte einen chinesischen Landeplatz anlaufen, dort das Schiff wieder instand setzen und nach der Aufnahme von Wasser und Proviant bei gutem Wind zurücksegeln.

Engelbert Kämpfer hatte die Entwicklung an Bord mit wachen Augen verfolgt. Er wußte, daß alle Schiffe, die Nagasaki im Auftrag der Holländischen Compagnie anliefen, schwere Fahrt gehabt hatten. Nicht umsonst hatten ihn seine Freunde gewarnt. Aber nun wollte er nicht aufgeben. Er beschwor den Kapitän zum Durchhalten. Er erinnerte ihn, daß die Handelsgesellschaft ihn allein für den gewaltigen Schaden haftbar machen würde, wenn er seine Ladung nicht absetze.

Engelbert Kämpfer trat vor die Mannschaft. Er stellte ihr vor, daß der Rückweg noch einmal acht Wochen oder gar länger dauern könnte und daß die Holländer ihnen dann keinen Sold zahlen würden, wenn sie unverrichteter Sache heimkehrten. Widerwillig hörten ihn die Matrosen an. Murrend standen sie vor ihm, als er ihnen sagte, daß man vielleicht nur noch eine Woche auf See sein würde. Er schilderte ihnen das Ziel, Japan, in den leuchtendsten Farben — bis er die Herzen der Männer gewonnen hatte. Vielleicht trug dazu bei, daß er ihnen mit seiner Wissenschaft bei mancher Krankheit geholfen hatte, kurzum, was dem Kapitän nicht gelungen war — die Mannschaft ging wieder an die Arbeit. Die Schäden wurden repariert, die Segel geflickt und die eingeschlagenen Luken vernagelt. Die Fahrt ging weiter.

*

Land in Sicht! Laaaand in Sicht!

Der Jubelschrei, der vom Mastkorb ertönte, weckte alle Lebensgeister. Er pflanzte sich über das Schiff fort und brachte selbst den Koch, der gerade seinen Mittagsschlaf hielt, in Aufregung. Wer sich nur freimachen konnte, stürzte an Bord. Da, am Horizont, tauchten die Berge Japans auf. Endlich, endlich ist das Ende dieser schrecklichen Fahrt abzusehen.

Auch der Arzt Engelbert Kämpfer aus Lemgo steht an der Reling. Mit seinem Sehrohr sucht er das neue Land, das nun immer näher kommt, zu ergründen. Fast zehn Jahre ist er jetzt schon unterwegs, um die Wunder der Welt zu erforschen. Rußland hat er gesehen, durch Sibirien ist er gereist. In Persien hat er seltsame Pflanzen und Tiere entdeckt. Oft genug war sein Leben in Gefahr. Siam und Java sind ihm nicht unbekannt — aber nun kommt das große Abenteuer.

Sinnend schaut der Gelehrte, der äußerlich wie ein Seemann oder ein Soldat ausschaut, in die Fluten. Was mag das neue Land wohl bringen? Er erinnert sich an die Warnungen seiner Freunde. „Kämpfer, Sie spielen mit Ihrem Leben. Lassen Sie die Hände von Japan! Noch hat kein Fremder dort Zutritt gefunden. Die Heiden dort sind schnell mit dem Schwert bei der Hand, und die Geheimnisse dort lassen sich von keinem Weißen ergründen!“ — Ja, der Leiter der holländischen Handelsgesellschaft hatte ihn beiseite genommen und unter vier Augen noch einmal eindringlich darauf hingewiesen, daß er als Arzt von der Gesellschaft angestellt worden sei und die Gesellschaft nur dann für ihn eintreten könne, wenn er sich von allen Versuchen fernhalte, Japan zu erforschen.

Der Abend kam. Zum Greifen nahe lagen die Berge des fremden Landes vor ihnen. Die Sonne ging blutrot am Horizont unter. Auf Deck war die Mannschaft angetreten, der Kapitän wollte zu ihnen sprechen. Breitbeinig standen die Männer da. Mit Staunen vernahmen sie, daß sie jetzt ihre Heiligenbilder und Kreuze, alle Münzen und sogar ihre Gesangbücher abzugeben hätten. Man solle sich hüten, dort im fremden Land den Namen des Heilands auszusprechen. Schon mancher habe seinen Vorwitz hier mit dem Leben gebüßt. Dann wurden alle die Dinge, die ihnen lieb waren, eingesammelt und in einem geheimen Versteck des Schiffes verborgen. Nun wußten es alle, freundlich würde man ihnen in dem fremden Lande nicht entgegentreten.

Die Sonne war untergegangen. Geheimnisvoll leuchteten überall Lichter und Laternen auf. Der „Waehlström“ ging vor Anker. Im Windschutz der Hügel, die den Hafen einschlossen, lag das Schiff ganz ruhig. Wenige hundert Meter vor sich sahen die Männer die Häuser und Schuppen der Holländischen Compagnie liegen.

*

Deshima hieß die kleine Insel, die den Holländern von der Regierung des japanischen Reiches zum Wohnsitz angewiesen worden war. Baumlos und sandig, mit niedrigen Häusern und Schuppen, lag sie vor Nagasaki. Hier lebten die wenigen Holländer, umgeben von einer Schar von Spionen, Dolmetschern und Beamten, die ihnen das Leben so schwer wie möglich machten, denn nur ungern duldeten die Japaner die Fremdlinge, die sie im übrigen aus ganzer Seele verachteten, da sie Handel trieben.

*

Wochen ist Kämpfer nun schon auf Deshima.

Auch er spürt diese Verachtung, aber er nimmt sie in Kauf. Ihn lockt die fremde Welt mit ihren Geheimnissen. Sooft er jedoch versucht hatte, mit den Bewohnern des Inselreiches zu sprechen, immer war er auf Ablehnung, auf finsteres Schweigen gestoßen. So wollte er selber auf Abenteuer gehen.

Früh am Morgen eines Oktobertages, kaum daß die Sonne aufgegangen war, ging er von dannen. Ihn lockte das Leben und Treiben in Nagasaki. Wohlgeborgen trug er in seiner Manteltasche Zeichenblock und -stift.

Da von der Brücke kann man wohl eine Skizze des Hafens anfertigen. Wohlgemut betritt der Arzt den Steg. Er achtet nicht darauf, daß dicht dabei ein Wachthäuschen steht, er sieht auch nicht, daß zwei Wächter ihn von dort schon eine geraume Weile beobachten. Schnell fährt der Zeichenstift über das Papier. Versunken ist der Arzt in seine Arbeit, daß er die Umgebung völlig vergißt. Er achtet nicht auf den Lärm, der auf einmal anhebt. Erst als grelles Geschrei an sein Ohr dringt, wird er aufmerksam. Zu spät. Die beiden Wächter stürzen auf ihn, gefolgt von einem Haufe von Soldaten. Schwerter werden geschwungen, Knüppel schlagen auf den verhaßten Fremdling ein, der kaum Gelegenheit hat, sich zur Wehr zu setzen. Eine harte Faust fährt ihm unter das Kinn, daß er zusammensackt wie ein gefällter Baum. „In das Gefängnis mit ihm“, vernimmt er noch. Dann verlassen ihn die Sinne.

Gokuya (die Hölle), so heißt der Platz, wo die Gefangenenhäuser stehen, nahm den Arzt auf. In einer elenden Hütte, in der die Ratten tanzten, wachte Kämpfer auf. Langsam kam die Erinnerung an den Morgen wieder.

Düstere Schatten lagen in dem Gemach. Gokuya, ja, jetzt wußte er es wieder. Das war der Ort, der seine Gefangenen

nicht lebend wieder hergab. Sollte das also das Ende sein, vor dem ihn seine Freunde so eindringlich gewarnt hatten? — Beinahe finster war es jetzt in der Hütte. Nur vom Dache her fiel ein schmaler Lichtstreif in den Raum. Da, ein gellender Schrei zerreißt die Stille, ein Röcheln folgt, das das Blut in den Adern gefrieren läßt. Kämpfer ist aufgefahren. Das Dach. — Vielleicht gibt es dort eine Möglichkeit, auszuschauen. Ja, die Luke gibt nach. Kümmerliche Hütten kann der Deutsche erspähen. Ein paar Soldaten sieht er — oder sind es Henkersknechte? —, die von dort, wo das Geheul ertönte, einen Leichnam wegschleifen.

Kämpfer hat genug gesehen. Nun weiß er Bescheid. Erschöpft sinkt er zu Boden. Wieder huscht eine Ratte über ihn hinweg. Es ist ihm gleich. Schritte nähern sich. „Jetzt holen sie auch dich", denkt der Arzt. Die Tür geht auf. Ein Greis schiebt schweigend eine Schüssel mit Reis auf den Boden. Die Tür geht wieder zu. Wieder Stille. Nur das Quietschen der Ratten wird hörbar. Kämpfer blickt dahin, wo die Schüssel steht. Ein wimmelnder Haufe der ekligen Tiere zankt sich um den Fraß.

Nicht unbewacht ist der verhaßte Weiße. Einer der Gefangenenwärter hockt vor der Tür der Hütte und läßt Kämpfer nicht aus den Augen.

*

Noch hat Kämpfer das Röcheln und das irre Geschrei der Gefolterten in den Ohren, da hört er den Tritt der Häscher auch vor seiner Tür. Ein Wink. Es geht zum Verhör.

Aus schmalen Augenschlitzen funkeln den Deutschen unerbittliche Augen an. Der Richter mustert ihn. Verkniffen hockt er auf seinem Sitz, den Kopf mit den hervortretenden Backenknochen weit vorgebeugt. „Namen aufschreiben lassen", befiehlt der Richter. — Alle Muskeln straffen sich in Kämpfer, alle Nerven sind angespannt. Jetzt gilt es. Einen Augenblick kommt Kämpfer seine Flucht vor erzürnten Hindus in Indien in den Sinn, bei der es auch um das Leben ging. So ist es hier auch.

Kämpfer nimmt den Pinsel und malt seinen Namen auf eine Tafel. „Wo stammt Ihr her?" Nicht einen Augenblick zögert der Arzt. Im Kampf um das Leben ist auch die Lüge recht. „Aus Holland." Rechtzeitig war ihm eingefallen, daß nur dem Holländer das Betreten japanischen Bodens gestattet war.

„Wer hat die Welt geschaffen?" setzt der Richter sein Verhör fort. Er versucht alles, um den Fremden an den Galgen zu bringen. Kämpfer spürt wieder die Welle des Hasses, die von dem Mann da vor ihm und von dem Dolmetscher hinter ihm ausströmt. — „Gott", ist die Antwort.

„Welcher?" kommt die Frage des Richters.

„Es gibt nur einen Gott." Kaum hat Kämpfer geantwortet, kommt die Gegenfrage: „Wie sieht Euer Gott aus?"

„Gott ist unsichtbar", entgegnet der Deutsche. Jetzt im Augenblick höchster Gefahr ist er wieder ganz ruhig geworden.

Unerwartet, während er noch die Schar der Henkersknechte mustert, die mit Strick, Dolch und Schwert um ihn herum an der Wand stehen, hat der Richter plötzlich ein schwarzes Kreuz in den Händen.

„Kennt Ihr dieses Zeichen?" Einen Herzschlag lang nur schweigt der Medicus Engelbert Kämpfer aus dem Lipper Land. Er denkt an die Szene auf dem „Waehlström", als der Kapitän alle Kreuze einsammeln ließ. Dann hat er sich wieder in der Gewalt. „Die Feinde der Holländer, Spanier und Portugiesen, die dem Papste gehorchen, haben dieses Zeichen."

Unheimlich funkeln des Richters Augen aus seinem scharfen Gesicht. Wieder eine kleine, kaum merkliche Handbewegung. Und während der Gestrenge die Zeichnung des Arztes betrachtet, haben die Häscher Engelbert Kämpfer roh gepackt, auf den Boden geworfen und die Kleider vom Leibe gerissen. Aber sie finden das vermutete Merkmal, das Zeichen des Kreuzes, nicht. Wieder ein Wink des Richters. Kämpfer darf sich erheben. Das Verhör wird abgebrochen.

So undurchsichtig auch das Mienenspiel der Japaner war, Kämpfer glaubte ihnen doch den Zorn darüber ansehen zu können, daß er ihnen bisher noch entgangen war.

Wieder geht es zurück zur Hölle, wo die Ratten bei Nacht tanzen und das Geheul der Gefolterten die Begleitmusik bildet.

*

Noch einmal meinte es das Schicksal gut mit Engelbert Kämpfer. Die Holländer auf Deshima waren nicht faul gewesen. Was in ihren Kräften stand, hatten sie versucht, den Medicus freizubekommen. Ein paar Freunde hatten sie auch unter den Mächtigen des Inselreiches. Einer der Richter erwirkte die Freilassung des Verhafteten. Bei Nacht und Nebel wurde Kämpfer in einer verhängten Sänfte wieder nach Deshima gebracht. Das erste Abenteuer auf japanischem Boden war vorüber, es sollte nicht das letzte bleiben.

*

Wie jedem der Holländer waren auch Engelbert Kämpfer Diener und Dolmetscher beigegeben, die ihn auf allen seinen Wegen überwachten. Gerade der fremde Arzt hatte den Argwohn der Insulaner erregt. Seitdem er in Untersuchungshaft gewesen war, hatte man ihm noch einen neuen Diener beigegeben. Mino hieß der junge Mann, der für Engelbert Kämpfer kochte und das kleine Haus auf Deshima in Ordnung hielt. Flink wie ein Wiesel und unhörbar, war er immer mit seinem geheimnisvollen Lächeln zur Stelle. Kämpfer hatte keinen Grund, über irgendeine Nachlässigkeit seines Dieners Klage zu führen. Aber er fühlte sich auch nicht wohl. „Ein Spion", so hatten ihn seine holländischen Freunde gewarnt. „Ein Spion, der dich hier überwachen soll", sagte sich auch der Arzt. Und er war doppelt vorsichtig. Nichts ließ er herumliegen. Seine Zeichnungen und Notizen verbarg er mit aller Sorgfalt. Aber was half das schließlich. Wenn Mino, der Spion, etwas finden würde, so würde sein Schicksal endgültig besiegelt sein.

Es war ein dunkler Herbstabend, an dem Engelbert Kämpfer früher als vorgesehen von einem Krankenbesuch bei einem der holländischen Kaufherren in sein Häuschen zurückkehrte. Ein Lichtschein, der aus den Fenstern seines Arbeitszimmers drang, machte ihn stutzig. Was war da los? Die erste Absicht, sofort in das Haus einzudringen und nach dem Rechten zu sehen, verwarf der Arzt. Wenn es nun die Häscher waren, die vielleicht in dem Auftrag des Richters, der ihn damals verhört hatte, eine Durchsuchung vornahmen? — Laut heulte der Herbststurm über die flache Insel, die Wellen der See schlugen an die Ufer, die Brandung übertönte jedes Geräusch. So konnte Kämpfer ungehört an das Fenster seines Hauses schleichen, um den Schnüffler aufzuspüren.

Langsam gewöhnten sich die Augen an das schwache Licht. Da lag Mino, der Diener, vor den Truhen und hatte die Bücher und die Zeichnungen vor sich liegen. Ein heißer Zorn sprang auf den Doktor an. Am liebsten wäre er mit der Faust auf den frechen Eindringling losgegangen. Er stürmte in das Haus, um den Diener zur Rede zu stellen. Mit seinem geheimnisvollen Lächeln stand Mino auf, als der Arzt vor ihm stand. Bescheiden legte er die Bücher und die Zeichnungen wieder in die Truhen und Behälter. Der Doktor war sprachlos. Was tat Mino mit diesen Büchern, die medizinische Fragen behandelten? Kämpfer sollte nicht lange im ungewissen bleiben.

Während er an seinem Schreibpult stand und schon wieder mit seinen Gedanken bei einer seltsamen Pflanze war, von der er gehört hatte, stand Mino mit dem Tee vor ihm. Und der schweigsame Mino, der bisher nur Ja und Nein gesprochen hatte, sprach jetzt. Es sei nicht der Verfolger, der hier in der Hütte auf ihn warte, begann Mino. Der unwürdige Diener Mino habe nur vergessen, den Herrn um eine Gabe zu bitten. Er sei selber Arzt. Er habe darum durchgesetzt, dem hochgeehrten Herrn als Diener beigesellt zu werden. Er wolle von ihm lernen.

Ungläubig sah Kämpfer auf. Sollte das nicht doch wieder eine Teufelei sein, mit der man ihn zu vernichten versuchte? Mit Argwohn sah er seinen Diener an. Aber da war von der Unterwürfigkeit eines Dieners nichts mehr zu entdecken. Frei und stolz stand er vor dem Arzt, mit offenem Blick schaute er ihn an. Kämpfer bereute seinen Verdacht. Nein, das war kein Spitzel. Das war ein Mensch, der wie er die Weisheit und die Wahrheit zu ergründen suchte.

Und Kämpfer schlug ein. Er wollte den jungen Arzt in seiner Kunst unterweisen, wenn er von ihm als Gegenleistung etwas über Japan hören würde. Ein Band wurde geknüpft, an dem Kämpfer den Schlüssel fand, um in die Wunderwelt des fremden Landes eindringen zu können.

*

Einige Monate später kam die große Reise an den Hof des Kaisers. Februar war es unterdessen geworden. Engelbert Kämpfer war nicht faul gewesen. Immer umfangreicher waren seine Aufzeichnungen, die nun wohlgeborgen an Bord des „Waehlström" lagen, da, wo sie von keinem der schlitzäugigen Spione gefunden werden konnten. Kämpfer war bereit.

Es war ein milder Frühlingstag, als die Kolonne nach Edo aufbrach. Die Handpferde waren hoch beladen, Sänften waren gerüstet, die Geschenke waren wohl verpackt, und der Medicus hatte auch noch einige Liköre gebraut, mit denen die Holländer die Gaumen der hohen Würdenträger am kaiserlichen Hofe zu letzen gedachten.

Es war der 19. Februar 1691, an dem die denkwürdige Fahrt begann. Überall spürte man schon den Frühling. Lilie und Lotosblume entfalteten ihre Blätter, Kraniche zogen über dem Zug einher. In den Reisfeldern waren die Landleute eifrig bei der Arbeit. Die Teeplantagen wurden bestellt, überall schaffte man unermüdlich.



Sonderbar war es dem Deutschen zumute, als er in den Audienzsaal trat   Zeichnung: Wywiorski

Immer weiter zieht die Kolonne der Holländer, umgeben von Rittern und Bedienten, von Dolmetschern und Spionen. Es ist ein langer Zug, der über die Too Kaido, die Reichsstraße, vorrückt. Wohl war der Zug streng geordnet, keiner durfte die Reihenfolge ändern. Auch der Medicus hielt sich daran. Einen Ersatz hatte er: Mino ging an seiner Seite. Er berichtete ihm leise, kaum hörbar, mit unbewegtem Gesicht von den Wundern und Sagen des Landes. Mit seinen Augen nahm der Arzt soviel auf, wie er nur konnte. Und bot sich die Gelegenheit, so zeichnete er auch im Verborgenen. Bis tief in die Nacht saß er dann in den Herbergen an der Straße und schrieb, was er gesehen und gehört hatte. Trotz der Müdigkeit leuchteten dann seine Augen. Er war dabei, die Wunder dieses fremden Landes zu erspüren.

Geehrt wurden die Fremden auf ihrem Zuge so, als wären sie Landesfürsten. Aber der Haß gegen sie bestand dennoch weiter. Besonders einen der Fremden sehen die Richter von Nagasaki nur ungern auf diese Reise gehen. Dieser eine ist der Arzt. Seitdem man weiß, daß er gut zu zeichnen versteht, traut man ihm nicht mehr über den Weg. Und die Ritter, die den Zug geleiten, haben die besondere Aufgabe, den Arzt zu überwachen und, wenn es gelingt, ihn auch zu beseitigen. So reitet das Verhängnis mit an den Kaiserhof. Aber Mino ist wachsam. Er, der selber ein Sohn seines Landes ist, weiß, was man beabsichtigt. Immer ist er auf der Hut. Oft hat es der Arzt seiner Sorge zu danken, daß er nicht in eine Falle läuft.

In Edo, der Hauptstadt des Reiches, läßt man die Fremden warten. In einer kümmerlichen Herberge, die so gar nicht ihren Prunkgewändern entspricht, sitzen sie wie im Gefängnis. Kämpfer hat gegen diesen Zwangsaufenthalt nichts einzuwenden. Kann er doch nun alles, was er gesehen und gehört hat, ordnen und vervollständigen.

Zu ihm herauf klingt Abend für Abend das Gebrüll der Wächter, die im Erdgeschoß sitzen und Reisschnaps trinken. Sie wissen, daß sie sich verdient machen können, wenn man den Arzt tot auffinden würde.

Während sie lärmen und ihre wilden Lieder singen, schleicht einer von ihnen von dannen. Es ist spät in der Nacht. Vielleicht gelingt es jetzt, den verhaßten Christen zu erledigen.

Lautlos, einer Katze gleich, schleicht der Soldat die Stiege empor. Das Gebrüll von unten überdeckt jedes verräterische Knacken. Auch Engelbert Kämpfer vernimmt nichts. Er hat den ganzen Tag über gearbeitet. Jetzt ist er müde und zur Ruhe gegangen. Aber einer lauscht: Mino, der treue Diener. Er hat Worte gehört, die er zu deuten vermag. Er kennt den Haß gegen die Fremden, und heute, weiß er, soll einer der Fremden fallen. Mino horcht und lauscht. Zusammengekauert sitzt er in der Ecke. Da, ein leises Knacken auf der Stufe an der Tür.

Jetzt wird es Zeit.

Kämpfer schläft tief und ruhig. Dunkel ist es in dem Raum.

Der Soldat stutzt und sucht sich im Dunkeln zurechtzufinden. Da sackt er auch schon lautlos vor der Tür zusammen. Ein Messer steckt in seiner Kehle. Dann poltert ein schwerer Körper die Stufen herab. — Wieder Stille.

Mino hockt wieder in seiner Ecke und schläft. Kämpfer ist unruhig aufgefahren und hat sich dann wieder beruhigt zurückgelegt. Nein, es war wohl ein Traum, der ihn da schreckte. Vielleicht eine Ratte...

Unten ist das Gebrüll der Soldaten verstummt. Auf der Treppe finden sie ihren Kameraden. Aber er kann ihnen nichts mehr berichten. Schweigend schaffen sie ihn beiseite.

*

Endlich war der mächtige Herrscher bereit, die Holländer zu empfangen. Ein herrlicher, strahlender Frühlingstag war angebrochen. In ihren festlichen Gewändern mit Purpur und Brokat zogen die Holländer in den Palast ein. Lange mußten sie wieder warten. Sonderbar war es dem Deutschen zumute, als er in den Audienzsaal trat. Nur gut, daß ihn der Zeremonienmeister über alles unterrichtet hatte. Hinter seidenen Vorhängen saßen der Kaiser, die Kaiserin und die Prinzen und Prinzessinnen aus dem kaiserlichen Hause. Tief und ehrfurchtsvoll verneigte sich die Gesandtschaft nach allen Seiten.

Es war ein streng vorgeschriebenes Zeremoniell, nach dem sich die Holländer zu bewegen und zu reden hatten. Dann, als sie ihre Grüße gesprochen und Geschenke überreicht hatten, ließ der Kaiser vielerlei Fragen nach Landessitte und Brauch an sie richten. Zur besonderen Überraschung und Belustigung der Prinzen und Prinzessinnen wünschte er zu sehen, wie man in Holland auf der Straße ginge und wie man einen Freund begrüße. So mußten denn die würdigen Holländer Kaufleute vor der kaiserlichen Familie einherstolzieren und ihren Hut lüften. Sie mußten einander die Hände schütteln und schließlich auch singen. Ja, es war der Medicus Engelbert Kämpfer, der sich so seltsam vor dem kaiserlichen Hofe aufführen mußte. Lautes Gelächter gab es, als sich die Fremden umarmten, ja, als der eine die Lippen und Wangen des anderen mit dem Mund bedeckte. Nein, so etwas hatte es in Japan noch nicht gegeben. Was waren die Fremden doch für sonderbare Barbaren.

Der Kaiser ist im großen und ganzen zufrieden. Er ist gnädig gestimmt, denn die Vorführungen der Fremden haben auch das Vergnügen seiner Töchter hervorgerufen. So gewährt er den Holländern gnädigst die Erlaubnis, noch ein Jahr auf Deshima, der Insel vor Nagasaki, zu bleiben und dort Handel treiben zu dürfen.

*

Die Holländer kehren wieder nach Deshima zurück. Die Kaufherren sind zufrieden. Die weite Reise mit ihren Kosten und Anstrengungen hat sich zehnfach gelohnt. — Mitten im Zuge reitet wieder der Medicus Engelbert Kämpfer aus Lemgo im Lipper Land. Unendlich viel hat er während dieser Reise gesehen und erlebt, gelernt und aufgezeichnet. Wohl weiß er, daß er immer wieder vorsichtig und sorgsam sein muß. Aber ein neues Jahr liegt vor ihm. Ein Jahr, in dem er weiter die wundervolle, geheimnisvolle Welt Japans erforschen kann.   F. Schroeder.

Die Wunderknolle der Indianer

Es wird kaum einen Menschen geben, der beim Anblick einer Schüssel mit dampfenden Kartoffeln ausrufen wird: „Herrlich, diese Leckerbissen, wie sie duften!" Nein, das wird kaum ein Mensch tun, weder ein junger noch alter, weder einer aus der Stadt noch einer vom Lande. Alle werden die Schüssel mit den Kartoffeln nur flüchtig ansehen und dann danach Ausschau halten, was es außerdem noch gibt; denn daß es Kartoffeln gibt, ist doch eine Selbstverständlichkeit. Zum Hering gibt es Pellkartoffeln, zu dampfenden Brühwürstchen Kartoffelsalat, zum Braten in all seinen Abarten Salzkartoffeln, Bratkartoffeln oder Stampfkartoffeln. Kartoffeln gibt es so oder so. Verwundert würden alle sein, wenn eines Tages die Schüssel mit dem Salat, der Bratenteller, die Gemüseplatte und vielleicht noch ein weiterer Beitisch aufgetragen wären und die Kartoffeln würden fehlen. Ja, dann würde ein Kopfschütteln beginnen, und alle würden halb mürrisch oder ungläubig fragen: Na, und die Kartoffeln, wo bleiben die?

Die Kartoffel hat sich eine Stellung erobert, die nicht einmal das Brot innehat. Kartoffeln sind heute wie unser täglich Brot. Ein Leben ohne Kartoffeln — undenkbar!

Märchen im Geschichtsbuch?

Es klingt darum wie ein Märchen, und es ist doch einfache Wahrheit, wenn wir einmal im dicken Buch der Geschichte nachblättern und feststellen: Noch vor 150 Jahren mußten die Menschen zum Kartoffelanbau und zum Kartoffelessen überlistet und durch königliche Anordnungen gezwungen werden! Aber nicht nur das ist über die Kartoffel im Buche der Vergangenheit nachzulesen. Zahlreiche Geschichten und Geschichtchen werden von der einfachen Erdknolle erzählt, die, aneinandergereiht, selbst ein dickes Buch füllen könnten. Die Helden dieser Geschichten sind neben der unscheinbaren Knolle Könige und Staatsmänner, Wissenschaftler und einfache Ackersleute, Bauern und Abenteurer. Die Schauplätze der Geschehnisse sind Städte und Dörfer, Fürstenschlösser und Amtsstuben, Hofgärten und Ballsäle.

Es ist vom Heute aus gesehen nicht immer feststellbar, ob alle diese Kartoffelgeschichten tatsächlich geschehen oder von phantasiebegabten Erzählern ausgedacht worden sind. Wie immer in der Geschichte, wenn das Wissen um ein Ereignis, eine Persönlichkeit oder eine schicksalwendende Tat arm ist, ranken sich Anekdoten und Histörchen zum Legendenkranz. So auch bei der Kartoffel! Aber es wäre müßig, kleinlich zu trennen, dies ist tatsächlich geschehen, dies kann geschehen sein und dies ist bestimmt nicht geschehen! Wichtig ist nur, ob die Geschichten alle zusammen wirklich den Ablauf der Geschichte unserer Kartoffel veranschaulichen.

Rund vierhundert Jahre sind vergangen seit dem Tag, an dem die Kartoffel zum ersten Male in europäische Erde gesetzt wurde. Wir wissen nicht den genauen Tag und nicht die genaue Stunde. Ja, wir kennen auch nicht den Namen dieses wackeren Mannes, der die erste Kartoffel in Europa an Land brachte. Es ist einer jener namenlosen Abenteurer gewesen, irgendeiner der wagemutigen Seefahrer und Entdecker, der um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert an Bord eines spanischen oder portugiesischen Schiffes Europa den Rücken kehrte, um in den Urwäldern Venezuelas, in der verwirrenden Wildnis Perus oder auf einer der hitzeverseuchten Inseln des späteren Mittelamerika das sagenhafte Schatzland — El Dorado! — zu suchen. Es war keiner von denen, die dann als Sieger heimkehrten. Keiner von denen, die im gefräßigen Bauch ihres Seglers Gold und Edelsteine bewachen ließen. Einer der Enttäuschten ist es gewesen, einer, der froh war, daß ihn der Urwald und die Fiebersümpfe wieder freigegeben hatten. Er brachte unter der spärlichen Habe, die er an Land trug, als Seltsamkeit seiner fehlgeschlagenen Reise einige in Europa gänzlich unbekannte Knollen mit. Er hatte sie mit an Bord genommen, ohne weiter darüber nachzudenken. Vielleicht wollte er sie als Reiseerinnerung in seinen heimatlichen Garten pflanzen; vielleicht wollte er sie als Geschenk verwerten für einen Freund, eine ferne Geliebte. Wir wissen es nicht. Wir wissen nur, daß in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verschiedene unbekannte Seefahrer diese seltsamen Knollen in Europa einführten. Haut und Fleisch dieser Gewächse schimmerten rötlich — wie die nackten Körper der Indianer, die etwa zur gleichen Zeit an den europäischen Höfen als Sklaven angestaunt wurden.

Keiner dieser Heimkehrer ahnte, welch einen Schatz er mit diesen knolligen Mitbringseln jenseits des Ozeans gehoben hatte, die Heimkehrer nicht und nicht die Daheimgebliebenen. Die Seefahrer berichteten geheimnisvoll, daß es Wunderknollen seien, zauberkräftige Gewächse, die von den Indianern zu allerlei Teufelswerk verwendet worden seien. Sie übertrieben sicherlich, um die anderen zu ehrfürchtigem und so auch mißtrauischem Staunen zu bringen. Es gelang ihnen. Die Beschenkten überlegten: Konnten die Knollen wirklich Wunderdinge verrichten? Genügte vielleicht ein Berühren der rauhen, rötlichen Außenhaut schon, um unheilbare Krankheiten zu verursachen?

Taufe in Italien

Jedes Ding hat seinen Namen. Jene indianischen Wunderknollen jedoch waren namenlos nach Europa gekommen. In Italien fand ihre erste Taufe statt. Man entdeckte, daß sie der Trüffel sehr ähnlich seien. So gab man ihnen den Namen „taratuffi", was soviel wie „Trüffelchen" bedeutet. Aus taratuffi wurde dann später tartüffli und tartüffel; auf ihrer weiteren Wanderung über die Alpen nach Deutschland erhielt sie dann schließlich bei uns ihren heutigen Namen „Kartoffel".

Mit weiteren Knollen der Indianer kam aber auch die Botschaft nach Europa, daß es sich nicht um Zaubermittel, sondern um die verbreitete Indianerspeise handele. Man habe sie auch bereits verschiedentlich auf den Schiffen als Nahrungsmittel verwendet, und es sei weder eine Seuche ausgebrochen, noch habe der Genuß der Kartoffel die Mannschaften „dick, faul und dumm" werden lassen — was allgemein als Folge des Kartoffelgenusses behauptet worden war. So ging man vereinzelt schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Mittelmeerländern, vor allem in Italien, daran, die Kartoffel anzupflanzen.

Denkmal für einen Falschen

Ehe wir nun den Weg der Kartoffel vom Mittelmeer in den Norden Deutschlands verfolgen wollen, müssen wir uns einem Manne zuwenden, der jahrhundertelang als „Entdecker der Kartoffel" gerühmt und gepriesen wurde. Ihm zu Ehren wurde sogar ein Kartoffeldenkmal errichtet. Ein „Kartoffellied" besang ihn:

Franz Drake war der brave Mann,
Der vor dreihundert Jahren,
Kartoffel von Amerika
Nach England hat gefahren.

Franz Drake — wie er in dem Lied genannt wird — ist niemand anderes als Englands großer Seeheld Francis Drake, ein verwegener Abenteurer, der in den Diensten der Königin Elisabeth wahre Piratenkunststücke vollbracht hat. Er wurde von der Königin zum Admiral ernannt und gilt heute noch als einer der größten Seehelden der britischen Geschichte. Von ihm wurde erzählt, er habe die Kartoffel von einer seiner Fahrten mitgebracht. Das gleiche wird von einem nicht minder großen Zeitgenossen Drakes, nämlich von dem britischen Höfling und Seefahrer Sir Walther Raleigh, und dem irischen Sklavenhändler Hawkins behauptet. Aber weder Drake noch Raleigh oder Hawkins gebührt dieser Ruhm. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch sie einige der indianischen Wunderknollen mit auf ihre Insel gebracht und der Königin geschenkt haben. Aber das geschah zu einer Zeit, als die Kartoffel schon allgemein in den botanischen Gärten der Mittelmeerländer als Seltsamkeit gepflegt und bereits hier und da als Leckerbissen bekannt war.

Francis Drake, dem Admiral Seiner Königlich britischen Majestät, haben nun nicht etwa die Engländer, sondern vor nicht ganz hundert Jahren die biederen Bürger des badischen Städtchens Offenburg ein Denkmal gesetzt, auf dem sie vermerken, daß sie es errichtet haben, um dem „Entdecker der Kartoffel" ihren Dank abzustatten. Die Tat der Offenburger Bürger kann trotz allem gutgeheißen werden; denn dem Mann, der Europa die Kartoffel beschert hat, gebührt ein Denkmal. Man muß nur davon absehen, daß ein Falscher auf dem Sockel des Kartoffeldenkmals steht.

So wie dort in Offenburg ein falscher Held geehrt wurde, so wird auch eine köstliche Geschichte von dem gleichen Manne erzählt. Auch bei ihr muß vermerkt werden, daß sie so oder ähnlich sicher einmal geschehen ist, daß aber Drake, der englische Meisterpirat, irrtümlich in ihr die Hauptrolle spielt.



Zur Zeit Friedrichs des Großen begann der Siegeszug der Kartoffel. — Ein Gemälde von R. Warthmüller: „Der König überall"

Vom ersten Kartoffelmahl

Der Admiral — so berichtet die wahre Geschichte mit der falschen Hauptperson — vertraute einige der indianischen Wunderknollen einem seiner Freunde, einem reichen Gutsbesitzer, an. Er bat ihn, die Knolle anzupflanzen und dann, wenn die Frucht reif sei, die erste Kartoffelernte mit einem großen Festessen zu beschließen. Er gab ihm die Knollen und mit ihnen ein Rezept, das den Indianern abgelauscht worden war. Der mit der Kartoffel beglückte Gutsherr tat, wie ihm geheißen. Er ließ die Knollen ins Erdreich setzen, überwachte die ersten Keimlinge und sah sie zur freundlichen, grünen Pflanze hochwachsen, erlebte ihre Blüte, und siehe da, als der Herbst ins Land kam, da trug sie auch Früchte. Der Edelmann ließ abernten und reichte die Früchte nebst dem indianischen Rezept seinem erfahrenen Küchenmeister. Dann setzte er sich hin und schrieb Einladungen an seine Freunde und Verwandte, an Nachbarn und Jugendgespielen. Und alle, alle kamen. Alle wollten naschen von der neuen Speise. Der Gastgeber strahlte. Er bat zu Tisch, und während die Diener die Schüsseln mit den gebratenen Früchten hereintrugen, hielt er eine Ansprache, in dem er die kühnen Seefahrer, die Abenteurer und Entdecker pries, die immer wieder neue Genüsse der Menschheit bescherten. Und er pries insbesondere den großen Admiral, den Freund Seiner Königlich britischen Majestät, der leider nicht teilhaben könne an diesem ersten Kartoffelmahl auf britischem Boden, da ihn neue Pflichten aufs Meer verschlagen hätten.

So sprach der Landedelmann, und seine Gäste dankten mit Beifall. Es war eine strahlende Tafelgesellschaft, strahlend bis zu dem Augenblick, da jeder den ersten Bissen zu sich genommen hatte; denn im gleichen Augenblick veränderte sich das Bild. Die Gäste und auch der Gastgeber verzogen ihr Gesicht zur Grimasse. Pfuideubel! Diese mit Zucker und Zimt zubereitete Frucht schmeckte abscheulich bitter. Indianer mochten vielleicht so etwas genießbar finden! Für Europäer war sie jedenfalls eher Gift als Speise. Der Gastgeber, beschämt und verärgert, gab unverzüglich seinem Gärtner Anweisung, die Pflanzen herauszureißen und zu verbrennen.

Es heißt dann weiter in der Geschichte, daß die Gehilfen des Gärtners taten, wie ihnen befohlen worden war. Sie warfen die Kartoffelpflanze mitsamt den Knollen, die sie an der Wurzel entdeckten, auf einen Haufen und verbrannten alles. Aber nur das Kraut verbrannte, die Knollen aber wurden schwarz, und als man sie zertreten wollte, strömten die zuerst getroffenen einen so lieblichen Duft aus, daß die Gärtnersgehilfen die vom Feuer gerösteten Knollen an sich brachten und im Kreise ihrer Familien und Freunde heimlich verzehrten. Der Gutsherr aber, der noch Jahrzehnte später wegen seines mißglückten Kartoffelmahles geneckt wurde, hat nie in seinem Leben erfahren, daß er an Stelle der eßbaren Erdknollen die ungenießbaren kleinen, grünen Kartoffelkugeln seinen Gästen und sich selbst vorgesetzt hatte. — Diese Geschichte, ganz gleich, wo und wem sie so oder ähnlich geschehen ist, zeigt uns jedenfalls, wie hilflos man anfangs der Kartoffel gegenüberstand. Es war etwas Neues, man bewunderte es, ja, man pflegte es als Merkwürdigkeit, aber man lehnte es ab als genießbare Kost.

Die erste Knolle in Deutschland

Nach Deutschland kam die Kartoffel erstmalig im Jahre 1588. Damals lebte in Wien ein sehr gescheiter und vielbeschlagener Mann, der sich — dem Brauch jener Zeit folgend — den lateinischen Namen Carolus Clusius zugelegt hatte. Dieser Clusius war in Wien Direktor des Botanischen Gartens. Er hatte Freunde in aller Welt, und wenn einer von ihnen irgendwo eine Blume, eine Pflanze oder irgendein ihm unbekanntes Gartengewächs entdeckte, dann sandte er ein oder zwei Exemplare davon an seinen gelehrten Freund in Wien. So erhielt Clusius auch eines Tages eine Sendung, die zwei Kartoffelknollen enthielt. Er pflanzte sie ein und zog sich im Laufe der Jahre ein ganzes Kartoffelbeet. Er untersuchte die Pflanze, teilte seine Beobachtungen den gelehrten Kollegen anderer botanischer Gärten mit. Aber auch Clusius entdeckte nicht, welche Möglichkeiten diese Indianerspeise in sich barg.

Es klingt unwahrscheinlich, aber es ist nun einmal nicht anders: Die Kartoffel hat rund hundert Jahre lang in Europa

ein kümmerliches Dasein als Zierstrauch geführt. So wie sich heutzutage große Männer wertvolle exotische Pflanzen und Blumen zum Geschenk machen, so schenkten sich um 1600 die deutschen Fürsten blühende Kartoffelsträucher. So wird davon berichtet, daß im kurfürstlichen Schloß zu Dresden in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts eine Extrapost aus Kassel eintraf, die nichts enthielt als eine Reihe von Pflanzen, wie man sie bis dahin in Sachsen noch nicht gesehen hatte. Die Kammerdiener staunten dieses seltsame Geschenk an und brachten es ihrem Herrn. Der schaute erst auf die Pflanzen, dann auf den Brief, den ihm sein landgräflicher Vetter aus Kassel mitgesandt hatte. Er erbrach die Siegel und las die Nachricht von der Pflanze „Tartouphli". Viel wußte der Landgraf in Kassel auch nicht von ihr, aber er meldete immerhin, sie „wächst in der Erde und hat schöne Blumen, guten Geruch und an den Wurzeln hängen viele Tubera, dieselben, wenn sie gekocht werden, sind gar anmutig zu essen".

Die Entwicklung in Preußen

Um diesen Entwicklungsgang richtig zu verstehen, müssen wir den Weg der Kartoffel in den preußischen Landen verfolgen. Vor rund 300 Jahren war sie dort noch vollkommen unbekannt. Vielleicht besaß dieser oder jener Gärtner schon ein paar Knollen; aber er sah in ihnen nichts als die Knollen einer Pflanze, die schöne Blüten trieb.

Es wird von einem Professor, einem gelehrten Mann des 17. Jahrhunderts, erzählt, daß er Kartoffeln in Blumentöpfen gezogen hat. Wir können uns dies kaum vorstellen. Aber versetzen wir uns einmal in die Lage dieses wackeren Mannes, der in Herborn lebte. Eines Tages bringt ihm die Extrapost eine Sendung aus Oxford. Ein lieber Freund schickt ihm Kartoffelknollen, von denen es im Beibrief heißt, daß sie schöne Blüten schenkt. Was soll er anders tun, als sie in einen Blumentopf pflanzen und diesen dann aufs Fensterbrett setzen!

Er tat es, und dieses Blumenfenster des Professors wurde zu einem Mittelpunkt des Städtchens Herborn; denn jung und alt kam herbeigelaufen, um sich die neuen Blumen des Professors anzusehen.

Die alten Chroniken berichten darüber weiter, just in jenen Tagen, in denen die Kartoffelblüten in den Blumentöpfen des Professors besonders schön erstrahlten, feierte die Tochter eines angesehenen Bürgers aus der Nachbarschaft Hochzeit. Der Professor kannte die Braut von Kindheit an, und da sie immer freundlich und lieb zum Professor gewesen war, wollte der alte Herr sie nun an ihrem Hochzeitstag überraschen mit einer besonderen Festgabe. Er ging hin und schnitt die schönsten seiner Kartoffelblüten zu einem Brautstrauß und überreichte sie dem vor Glück strahlenden Nachbarskind.

Im Lustgarten blüht die Tartuffel

Wenn es also damals vielleicht auch schon ein paar Kartoffeln in Brandenburg-Preußen gegeben haben mag, sie hatten keine größere Bedeutung als die Brautkartoffeln des Herborner Professors. Erst als in Berlin jener Kurfürst seine Herrschaft antrat, den wir den „Großen" nennen, kamen die ersten Kartoffeln nach Brandenburg. Die Gemahlin des Kurfürsten, Luise Henriette, ließ sich einige Kartoffelknollen aus Holland nach Berlin holen. Sie wurden im Lustgarten angepflanzt.

Der Lustgarten war zu jener Zeit noch ein wirklicher Garten, in dem nebeneinander Zier- und Nutzpflanzen gehalten wurden. Hier im Lustgarten war die Kartoffel beides: Zierpflanze und Nutzpflanze! Ihre Blüten wurden als fremdländische Blumen bewundert und ihre Knollen als besondere Leckerbissen am Hof geschätzt. Der Leibarzt des Kurfürsten, Dr. Elsholtz, berichtet darüber. Er erzählt in seinen uns hinterlassenen Schriften, daß die Kurfürstin „Tartuffeln aus Holland" habe holen lassen. Und in dem schwerfälligen Gelehrtendeutsch seiner Tage fügt er erläuternd hinzu, um was für Gewächse es sich bei diesen „Tartuffeln" gehandelt hat: „Solanum tuberosum esculentum, Nachtschatten mit knolligten Wurzeln, zur Speise dienlich (Grüblinge, Erdbirnen); allhier muß man nicht verstehen die Erdmorcheln, welche sind ohne Stengel und Blätter, als welche von den Welschen auch Tartuffeln genannt werden, sondern sie gehören unter das Geschlecht der Nachtschatten." Diese umständliche Beschreibung zeigt auch wieder, wie unbeholfen alle Welt den Knollen der Indianer anfangs gegenüberstand.

Als dann die Kartoffeln im Lustgarten gediehen, als man feststellte, daß sie auch dicht bei Berlin auf spärlichem Sandboden reiche Früchte trugen, da ging man daran, schon ganze Kartoffelbeete anzulegen, die bereits ausschließlich für die kurfürstliche Küche und nicht mehr für die kurfürstlichen Blumenvasen bestimmt waren.

Der Dr. Elsholtz, der sich sehr eingehend mit der Kartoffel befaßt hat, hat auch die ersten deutschen Kartoffelrezepte bekanntgegeben. Er schreibt: „In den Küchen werden sie vornehmlich auf viererlei Art zubereitet. Erstlich siedet man sie in Wasser mürbe, und wenn sie erkaltet, so ziehet man ihnen die auswendige Haut ab, alsdann gießet man Wein darüber und läßt sie mit Butter, Salz, Muskatblumen und dergleichen Gewürz von neuem kochen, so sind sie bereit. Darnach kann man sie mit Hühner-, Rind- oder Kalbfleischbrühe kochen und abwürzen oder sie auch an Rind- und Hammelfleisch tun."

Bezwingerin der Hungersnöte

Aus den Schriften des kurfürstlichen Leibarztes geht dann weiter hervor, daß sich die Kartoffel vom Lustgarten aus bereits große Kartoffelfelder eroberte. Allmählich erkannte man nämlich, wie bescheiden diese Indianerpflanze in ihren Ansprüchen war. Sie verlangte keinen wertvollen Lehmboden, sie war mit dem bis dahin kaum fruchtbaren Sandboden der Mark zufrieden. Dennoch blieben es einzelne, die den Anbau betrieben. Es waren Männer, die Weitblick besaßen, Männer, die vielleicht ahnten, daß mit dieser Kartoffel ganze Völker sattwerden können, wenn man sie nur planmäßig anbaut und entwickelt. Ehe wir nun das Schicksal der Kartoffel in Preußen weiter verfolgen, wollen wir kurz das Gedächtnis an einige dieser einfachen bäuerlichen Vorkämpfer der Kartoffel wachrufen. Da war zunächst der Bauer Hans Rogeler aus Selb im Vogtland. Er hatte in den wilden Zeiten des Dreißigjährigen Krieges, der die Menschen in ganz Europa herumjagte, die Kartoffel in England kennengelernt. Er brachte dann — etwa zu der gleichen Zeit, in der die Kurfürstin von Brandenburg die holländischen Tartuffeln nach Berlin holen ließ — Kartoffeln in seine Heimat. Wenn er auch das Mißtrauen seiner Landsleute gegen die neue Pflanze nicht restlos beseitigen konnte, so gelang es ihm doch, den Anbau der Indianerknolle im Vogtland durchzusetzen. Ihn störte es nicht, daß die Bauern den Kopf schüttelten und verächtlich auf die „vogtländischen Gewächse" herabschauten.

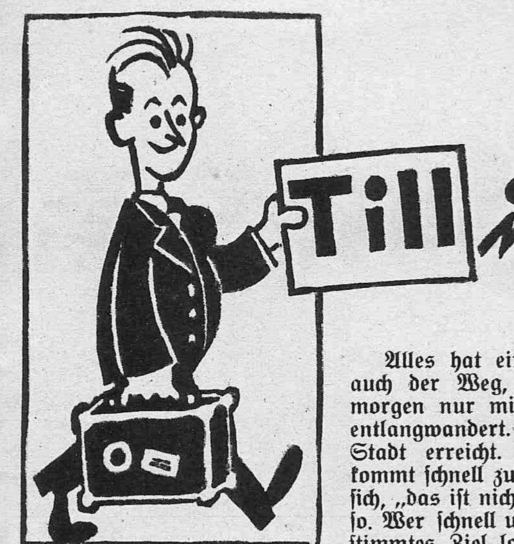
In Württemberg war es ein Waldenser Kolonist in der Oberpfalz, ein Stadtpfarrer. Nach Sachsen brachte 1717 der Generalleutnant von Milkau als einzig glückliche Beute die Kartoffel aus dem brabantischen Feldzug mit. In der Gegend von Solingen war es Peter Knecht, der 1731 aus Nantes die ersten Kartoffeln einführte. Bald hatte jeder Schwert- und Messerschmied im Wuppertal dank der unermüdlichen Tätigkeit dieses Mannes seinen Kartoffelacker. Vor dieser Zeit — erzählte der Enkel, der Waffenfabrikant und Gutsbesitzer Peter Knecht — brach in unserer Heimat nach jedem Mißwachs eine Hungersnot aus und verheerte Häuser und Höfe. Aber seit wir die Kartoffel haben, ist die furchtbare Plage der Menschheit verschwunden.

Der Alte Fritz greift ein

Als Bezwingerin der Hungersnöte sollten dann auch recht bald die störrischen Bauern in Preußen, Schlesien und Sachsen die Kartoffel kennen- und schätzen lernen. Friedrich der Große, dieser wahrhafte König, der sich um alles, was seinem Lande nutzen konnte, kümmerte und es gegen jeden Widerstand durchsetzte, brach auch die Dickschädligkeit seiner Bauern. Er sandte ihnen einfach Kartoffeln zu mit dem königlichen Befehl, sie anzubauen. Als das nichts half, sandte er neue Ladungen; bei diesen aber waren königliche Gärtner dabei, die den Anbau überwachten. Wie recht der König hatte, das sahen seine Untertanen erst ein, als Hungersnöte im Gefolge langer Kriegsjahre das Land bedrohten. Da besaß der Alte Fritz in der Kartoffel eine Waffe gegen den Hunger, die ihm so manche Schlacht gewinnen half.

Von den Zeiten Friedrichs des Großen an beginnt dann der eigentliche Siegeszug der Kartoffel in Deutschland. In Brandenburg und Pommern, wo der Boden bisher wenig ertragbar gewesen war, beherrschte die Wunderknolle der Indianer bald die Felder. Sie hatte endgültig aufgehört, Zier- oder Wunderpflanze zu sein. Sie war Nahrung, sie stillte den Hunger, sie machte satt!

Welche Bedeutung die Kartoffel heute für Deutschland hat, das läßt sich aus jener nüchternen Zahl erahnen, die besagt: Jährlich werden in Deutschland rund 50 Millionen Tonnen Kartoffeln geerntet. Daß mit der fortschreitenden Entwicklung der Chemie die Kartoffel nicht einfache Nahrung blieb, sondern zur Herstellung von Stärkemitteln, von Trinkbranntweinen und Essenzen, von Traubenzucker, Salben, Puder und Seifen, ja, zur Herstellung künstlicher Blumen und rauchlosem Pulver Verwendung findet, das steht auf einem anderen Blatt.



Till ist wieder im Lande!

Neue Streiche, erzählt von Peter Osten; Linolschnitte: Will Halle

Alles hat einmal ein Ende. So auch der Weg, den Till seit heute morgen nur mit einer kurzen Rast entlangwandert. Wieder hat er eine Stadt erreicht. „Wer schnell läuft, kommt schnell zum Ziel", denkt er bei sich, „das ist nicht nur beim Wandern so. Wer schnell und mutig auf ein bestimmtes Ziel lossteuert, der erreicht es auch bald, doch muß er dabei stets auf verborgene Hindernisse achten." — Kaum hat Till die Stadt betreten, da wird er Zeuge eines lustigen Vorfalls: Ein paar Jungen haben, übermütig, wie Jungen nun manchmal sind, die Wand eines Hauses mit lustigen Zeichnungen bemalt. Das ist ja an sich nicht weiter schlimm, denn solche Männekinmalerei gibt es überall, ebensolche Inschriften wie „Otto ist eine olle Petze" oder „Gerhard ist dof!". Schön sind solche Schmierereien nicht, aber ausrotten lassen sie sich schwer.

Kurzum, auch diesmal hatten Jungenhände ein großes Eierkopfgesicht an die Wand neben einem Lebensmittelgeschäft gemalt. „Kaufmann Beyer verkauft seine Eier, appetitlich und frisch, nur unterm Tisch." So steht darunter zu lesen.

Wütend schimpft der Ladenbesitzer vor seiner Tür auf „die verfluchten Lausejungen", die an der nächsten Querstraße stehen und dem Händler eine lange Nase machen. „Bengels ihr!" keift der Ladenbesitzer, „euch sollte man die Jacke voll hauen. Na, wartet man, kommt ihr erst mal zu den Preußen, werdet ihr erst mal Soldaten. Da werden sie euch die Hammelbeine schon langziehen, ihr Rotznasen."

Till lacht den Wütenden aus. „Die Jungen sind richtig", sagt er, „wenn sie Ihnen solchen Vers an die Wand malen, dann wird wohl schon ein bißchen Wahrheit daran sein. Warum verkaufen Sie auch Ihre frischen Eier nur an die besten Kunden? Meinen Sie, daß derjenige, der nun einmal nicht so viel Geld für Lebensmittel ausgeben kann, kein Recht auf frische Eier hat?"

Böse brüllt ihn der Händler an: „Was kümmert Sie das? Kommen Sie erst einmal in meine Jahre, junger Mann, dann können Sie mitreden."

„Das hab ich gern", entgegnet ihm Till. „Spielen Sie bloß nicht solch einen Weisen, mein Herr. Alter gibt keinen Grund, Unrecht zu tun. Sie waren schließlich auch einmal jung. Und was die Jungen anbelangt, so haben sie recht. Echte Jungen können ruhig einmal Streiche machen. Sie müssen nur nachher auch den Mut haben, für ihr Tun einzustehen, und bereit sein, die Strafe dafür auf sich zu nehmen. An einer rechten Tracht Prügel ist noch niemand gestorben.

Aber Sie, mein Herr, haben kein Recht, auf diese Jungen zu schimpfen. Sie haben ja schließlich durch Ihr Verhalten erst den Anlaß gegeben."

„Das geht Sie einen Schmutz an", schreit ihm der Ladenbesitzer entgegen. „Sie sind ja auch noch viel zu jung dazu." Dann verschwindet er in seinen Laden und knallt wütend die Tür hinter sich zu.

Lächelnd geht Till weiter. Es ist doch sonderbar, daß so viele Menschen vergessen, daß auch sie einmal jung waren und vielleicht früher auch Dummheiten machten. Till schüttelt leise den Kopf. Ihn ärgert die Drohung des Händlers: „Kommt erst mal zu den Soldaten." Das hat der so wütend hinausgeschrien, als sei das Heer eine Erziehungsanstalt für mißratene junge Menschen und der Waffenrock eine Anstaltsuniform für jugendliche Verbrecher. Till weiß, daß die Jugend es als höchste Ehre ansieht, den feldgrauen Rock zu tragen. Er weiß auch, daß alle Jungen sich auf ihren Wehrdienst freuen. Um so mehr ärgert ihn diese blöde Bemerkung des wütenden Kaufmanns. Ein alter Volksspruch fällt ihm ein: „Alt und grau kann jeder Esel werden." Solch alte Sprüche sind doch meistens treffend. Till freut sich noch am Abend in seinem neuen Heim darüber.

Er sitzt beim Lampenschein vor seinem Tagebuch und schreibt hinein: „Das Alter eines Menschen hat nichts mit seiner inneren Reife zu tun. Es gibt alte Narren und junge Genies. Wer die Jugend schilt, beweist, daß er die Zukunft fürchtet."

Dabei fällt Till ein, daß aber auch junge Menschen sehr oft falsch urteilen und sich mehr herausnehmen, als ihnen zusteht. Lange denkt er darüber nach. Dann schreibt er Worte, die sich mancher von den Jungen hinter den Spiegel stecken sollte. Till ist darin ehrlich, und ebenso, wie er sich von Älteren lächelnd als „junger Schnösel" bezeichnen läßt, macht es ihm gar nichts aus, von den Jüngeren als „verkalkter Trottel" beschimpft zu werden. Er sagt allen seine Meinung. Da ist es ihm gleich, was man von ihm hält. „Niemand hört gern die Wahrheit." Dies Sprichwort hat Till längst in seinen Wortschatz aufgenommen. Ja, er hat es ergänzt und sagt: „Nur starke Menschen vertragen die Wahrheit. Nur starke Menschen geben ihre Schwächen zu."

Till ist gespannt darauf, wie seine Worte aufgenommen werden. Er wird sie zu gegebener Zeit einmal jungen Menschen vorlegen und dann sicher mit Freuden feststellen können, wie innerlich stark diese heutige Jugend ist.

„Alter schützt vor Torheit nicht", schreibt er in sein Tagebuch, „aber Jugend ist keine Entschuldigung. Wer jung ist, hat noch lange kein Recht, frech zu sein. Das Wort „Jugend ist Zukunft" ist Verpflichtung für die Jugend, nie aber ein Grund zu Überheblichkeit und Aufgeblasenheit. Jugend hat nur ein Recht: das Recht zum Lernen. Und nur eine Pflicht: die Pflicht zur Leistung."

Das sind Worte, die offen, sehr offen sind. Sie müssen aber einmal um der Jugend willen gesagt werden, denn die Jugend hat die Zukunft, damit aber auch die Verantwortung für diese Zukunft.

„Junge Menschen", so schreibt Till, „sollen immer junge Menschen bleiben. Sie sollen sich weder innerlich noch äußerlich älter tarnen als sie sind. Junge Greise sind die schlimmsten und gefährlichsten. Erfahrung und Reife lassen sich nicht erlernen, sondern entwickeln sich allein. Wer jung ist, nütze seine Jugend, damit er im Alter darauf stolz sein kann. Wer in seiner Jugend leistet und schafft, hat die Achtung im Alter verdient."

So schreibt der Till, und wir wollen ihm für diese Worte danken. Wir wissen, wie schnell man sich verlieren kann. Wir kennen das Wort: „Der Jugend größter Feind ist die Zufriedenheit" und wissen, daß es für junge Menschen nichts Schlimmeres als die „Verbürgerlichung" gibt. „Jugend ist Zukunft." Dies Wort verpflichtet uns zur Leistung und zur ständigen Bereitschaft. Möge uns ein gütiges Schicksal immer zur rechten Zeit das richtige Wort geben. Wir sind bereit, zu lernen und mit frohem Herzen unsere Pflicht zu erfüllen. Mehr aber will uns Till auch gar nicht sagen.

Folgen wir wieder seinen Streichen und passen wir auf, wo wir einmal gemeint sein könnten.

*

Tills neue Wohnung liegt im Erdgeschoß. Die Fenster geben ihm einen Ausblick auf die Straße. So kommt es, daß Till sehr oft am Fenster sitzt und das vorbeiflutende Leben und Treiben beobachtet. Besondere Ablenkung bietet ihm der nur wenige Schritte von seinem Hause entfernte Fernsprecher. Da beobachtet Till fast an jedem Tag einige Vorfälle. Oft kommt ein Mann in Eile über den Damm gelaufen. Hastig stürzt er in die Zelle. Wehe aber, wenn sie dann schon durch eine andere Person besetzt ist. Ohne lange zu warten, klopft er dann erregt an die Scheiben oder öffnet sogar die Tür und schreit dem Sprechenden zu: „Beeilen Sie sich doch. Ich habe keine Zeit." Dieser eilige Herr scheint den bekannten Spruch: „Fasse dich kurz. Nimm Rücksicht auf Wartende" nur für sich in Anspruch zu nehmen, solange er wartet. Kaum hat er die Zelle betreten, dann vergißt er die anderen. Er spricht dann oft so lange, daß sich draußen manchmal vier oder fünf Leute ansammeln. Das macht ihm aber nichts aus. Er findet es nur rücksichtslos, wenn er warten muß. Nach dem alten Spruch: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es noch lange nicht dasselbe."

Solche Art Menschen gibt es überall, und man soll ihnen niemals einen Gefallen tun. Sie werden nie Dank dafür wissen und alles als eine Selbstverständlichkeit hinnehmen. Über solche Menschen ärgert sich Till. Am liebsten würde er solchen rücksichtslosen Personen links und rechts ein paar hinter die Löffel hauen. Aber leider geht das ja nicht. Und vielleicht ist es sogar gut so, denn wo kämen wir denn hin, wenn jeder jedem ein paar Ohrfeigen geben könnte, nur weil ihn der andere ärgert.

Eines Tages erlebt Till nun doch eine große Freude. Wieder kommt der Hastige quer über den Damm gesteuert. Richtung Zelle. Aber diesmal nützt ihm seine Hast nichts, denn der Fernsprecher ist besetzt. Nun könnte er ja wieder die Tür aufreißen und „beeilen" hineinschreien. Aber auch das geht nicht. Vor der Zelle steht noch ein Wartender. Wütend mustert der Hastige ihn. „Manche Leute scheinen viel Zeit zu haben", knurrt er böse und macht eine geringschätzige Bewegung zu dem in der Zelle hin. Der andere geht gar nicht darauf ein. Er sagt nur kurz: „Der Herr ist eben erst hineingegangen. Ich warte noch nicht lange."

Giftig sieht ihn der Hastige an und dreht sich dann wütend ab. Er ist eben einer von jenen üblen Zeitgenossen, die immer recht behalten wollen und sich ärgern, wenn jemand ihnen ruhig und sachlich gegenübertritt.

Till lehnt aus seinem Fenster und freut sich. Schadenfreude ist die reinste Freude, sagt der Volksmund. Das trifft in diesem Falle zu. Wenn Schadenfreude eine Freude über eine gerechte Strafe ist, dann ist dieses Sprichwort wahr. Wenn sie aber nur hämische Freude über das Unglück anderer ist, so ist sie ein Zeichen niedrigster menschlicher Gesinnung. Über einen verdienten Reinfall, der zugleich eine gerechte Strafe ist, kann und darf sich jeder freuen.

Darum freut sich auch der Till. Mit vielem Vergnügen beobachtet er, wie der Hastige erregt auf und ab läuft. Der andere Wartende steht ruhig und gelassen da.

„Ich verstehe Ihre Ruhe nicht", meckert ihn der Hastige an, „jetzt spricht der da drinnen schon mindestens eine Viertelstunde und Sie lassen sich das so ruhig gefallen?" Der zuckt nur die Schultern. „Ich weiß nicht, was Sie eigentlich wollen", sagt er und schaut nach seiner Armbanduhr, „seit genau vier Minuten stehe ich hier. Solange muß jeder sprechen können." „Unsinn", schimpft der Hastige, „ich bin ja schon über eine Viertelstunde hier." Der andere dreht sich schweigend ab. Er will mit dem Schimpfenden nichts zu tun haben.

Till lacht. Da wird der Hastige noch wilder. Wütend sieht er den am Fenster sitzenden Till an. „Sie haben wohl nichts zu tun, was? Sonst würden Sie sicher nicht dauernd aus dem Fenster sehen und anständige Leute frozzeln."

„Puh", platzt Till da los, „Sie haben's nötig. Kennen Sie den schönen Vers?:

„Es gibt 'nen schönen Spruch auf Erden:
Du mußt bedeutend ruh'ger werden."

Den beherzigen Sie. Dann werden Sie es nicht immer so hastig haben."

Das ist natürlich dem Hastigen nicht recht. Am liebsten würde er jetzt das Feld räumen. Aber er muß ja unbedingt sein Ferngespräch führen. So wendet er sich nur ab und brummt irgend etwas Böses vor sich hin. Daraus macht sich Till nun bestimmt nichts. Warum ärgern, denkt er immer bei sich. In seinem Tagebuch hat er die Sätze zu stehen: „Mir können alle Menschen, die sich ärgern, nur leid tun. Man soll sich nicht ärgern. Es ist alles halb so schlimm, und die beste Medizin gegen Ärger heißt: Ruhig atmen! Tief Luft holen! Nicht aufregen!" Diese Sätze stammen nicht vom Till. Aber er hat sie irgendwo einmal gelesen, sie haben ihm gefallen, und so hat er sie in seinen Wortschatz aufgenommen. Einen guten Rat soll man immer annehmen. Jeder kann und muß noch lernen. Wenn dabei ein anderer hilft, kann man doch nur zufrieden sein. Till lernt gern. Er ist jederzeit bereit, einen Rat anzunehmen. Noch dazu, wenn es ein lustiger ist.

„Menschen, die keinen Spaß vertragen, sind lästige Erscheinungen. Man tut gut, sie zu meiden." So denkt Till und beobachtet weiter die Straße. Auf den erbosten Hastigen achtet er nicht mehr. Vielmehr sieht er einen alten, gebrechlichen Mann auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Anscheinend will der über den Damm. Doch ist zu starker Verkehr, und so traut er sich wohl nicht recht. Schon will Till mit einem Satz aus dem Fenster springen und zu Hilfe eilen, da begleitet ein Schupo den Greis herüber. So bleibt Till sitzen. Der Greis kommt jetzt langsam näher. Auch er will an den Fernsprecher. Enttäuschung malt sich in seinem Gesicht, als er bemerkt, wieviel schon vor ihm warten. Im stillen hofft er wohl, daß ihn die anderen unter Berücksichtigung seines Alters vorlassen. Ehe er aber seinen Wunsch äußern kann, ist der Hastige bereits wieder empört. „Hinten anstellen!" schreit er, als er den Alten sieht. Sein Gefühl sagt ihm, daß dieser sicher als erster an den Fernsprecher möchte. Doch das läßt er nicht zu. Schließlich wartet er schon länger. Da packt Till die Wut. „Sie Flegel", schnauzt er den Hastigen an, „haben Sie denn gar keine Achtung vor dem Alter? Sie sollten sich schämen." Dann tritt Till in die Stube zurück, holt seinen Fernsprechapparat an einer langen Leitungsschnur herbei und läßt den erfreuten Greis über seine Leitung sprechen. Inzwischen ist auch die Fernsprechzelle frei geworden. Jetzt telephonieren die beiden. Nur der Hastige steht da. Verlacht und ausgescholten. Wütend verschwindet er da. Nie wieder trifft Till ihn auf der Straße. Der hat hoffentlich gelernt, freut sich Till. In seinem Tagebuch steht:

„Es gibt auch alte Flegel. Sie sind im Gegensatz zu den jungen unbelehrbar.

Höflichkeit dem Alter gegenüber muß für jeden Menschen eine Selbstverständlichkeit sein."

So schreibt der Till.

Ein anderes Erlebnis hat Till in der Straßenbahn.

Jeden Morgen, wenn er zu seiner Arbeitsstelle fährt, ärgert er sich über einen jungen Kerl, der niemals Rücksicht auf ältere Leute nimmt. Durch Rücksichtslosigkeit und Frechheit gelingt es diesem Burschen, ständig einen Sitzplatz zu ergattern, auf dem er sich dann stolz und überheblich breitmacht. In der ersten Zeit versteckte sich dieser Zeitgenosse, den Till bei sich nur „Fatzke" nennt, hinter der Zeitung. Er tat immer so, als lese er gerade einen spannenden Bericht und wäre davon so gepackt, daß er die Umwelt beim Lesen vergäße. Es war nur sonderbar, daß er trotz dieses spannenden Lesestoffs niemals seine Zielhaltestelle überfuhr, sondern immer einem geölten Blitz gleich sofort aufsprang, wenn es soweit war.



„Hinten anstellen", schreit er



So geht es auch

Unhöflichkeit ist etwas, worüber sich Till ganz besonders ärgert. Er kann es einfach nicht verstehen, wie ein Mensch nur aus Denkfaulheit und Bequemlichkeit heraus unhöflich sein kann und sich und den anderen das Leben dadurch nur schwerer macht.

Es gibt viele solcher Menschen, die rücksichtslos nur auf sich bedacht sind. Gerade überall dort, wo Menschen zusammen kommen, beweist sich immer wieder, daß man mit Höflichkeit viel weiter kommt.



„Ein Bart gefällig?" fragt er den Flegel

Aber leider, leider versagt hier ein großer Teil. Und bei jeder Fahrt in der Straßenbahn, auf dem Autobus und in der Bahn stoßen wir auf solche rücksichtslosen Personen. Da sitzen oft sogar junge Männer und Mädels wie angegossen auf ihren Plätzen und rühren sich nicht, wenn ein älterer Mensch vor ihnen steht. Bei Jungen und Mädchen läßt sich dies meist durch ein paar harte Worte ändern, bei jungen Männern geht das leider in dieser Form nicht.

Diese Art von Menschen läßt sich nicht mehr erziehen, es sei denn, daß sie einmal gründlich die Meinung gegeigt bekommen.

So nimmt sich Till vor, dem Burschen, der ihn jeden Tag durch seine flegelhafte Unhöflichkeit ärgert, einen saftigen Streich zu spielen. Bald weiß er auch, wie er dies bewerkstelligt.

Eines schönen Tages, die Bahn ist wieder überfüllt und mehrere alte Leute müssen stehen, drängt sich Till durch die Menschen und schiebt sich bis zu dem jungen, natürlich sitzenden Schnösel hin.

„Hallo, junger Mann", ruft er ihn an. Alle im Wagen horchen sofort auf und sehen auf die beiden. „Hallo, junger Mann", sagt Till und faßt sich tief in die Tasche. „Sie haben etwas vergessen", erklärt er und reicht dem Verdutzten unter dem Lachen des ganzen Wagens einen künstlichen Bart. „Binden Sie sich den um, dann sind Sie ein alter Tapergreis und brauchen bestimmt vor niemandem aufstehen."

Der so Gefoppte wird puterrot. Das ist teils Wut, teils aber Beschämung über die ihm zugefügte Kränkung. An der nächsten Haltestelle verläßt er beleidigt den Wagen. Nie wieder trifft Till ihn. Manchmal bedauert er es, denn natürlich möchte er gern wissen, ob sein Streich auch genutzt hat. Es ist aber anzunehmen, da der Gefoppte sicher nur aus Scham nicht mehr dieselbe Bahn benutzte. „Wie sonderbar", schreibt Till in sein Tagebuch, „daß manche Menschen nicht den Mut besitzen, ihre Fehler einzugestehen, auch dann nicht, wenn sie diese selbst erkannt und sich selber Besserung gelobt haben.

Jeder Mensch hat Schwächen und Fehler. Jeder Mensch wird einmal vor anderen schuldig erscheinen. Er soll diese Schuld zugeben und beweisen, daß er sie gesühnt hat. Ein starker Mensch, eine Persönlichkeit, verliert niemals durch einen zugegebenen Fehler, sondern gewinnt höchstens an Ansehen."

So schreibt Till.

*

Ein Brief bringt oft Überraschungen. So wird auch Till eines Tages durch zwei Schreiben überrascht. Das erste stammt von einem Breslauer Jungen. Der schreibt: „Lieber Till, Du bist knorke und gefällst mir immer besser. Ich lese Deine Geschichten mit großer Freude. Warum aber spielst Du immer nur Männern Streiche? Vater meint, daß es auch bei den Frauen so viele Dinge gibt, die Du einmal anpacken solltest."

Der andere Brief stammt aus Duisburg-Hamborn. Da schreibt ein Mädel: „Bringe doch nicht so viel schlechte Dinge aus der Stadt. Die Landkinder müssen ja eine richtige Wut auf uns bekommen."

Natürlich hat Till beide Briefe sofort beantwortet. Dem Jungen konnte er kurz mitteilen, daß er nur in den seltensten Fällen Klatschtanten oder ähnlichen weiblichen Personen einen Streich spielt. Nur wenn es ihm einmal zu happig wird, dann greift er ein. Sonst ist er allen Mädeln und Frauen gegenüber so höflich, wie es sich für einen jungen Mann gehört.

Auch der andere Brief ist bald beantwortet. Natürlich sind in der Stadt mehr Menschen, die sich schlecht aufführen. Das liegt schon daran, daß ja dort viel mehr Menschen wohnen und zusammenleben.

Wenn Tills Streiche meistens in der Stadt geschehen, so liegt der Grund dafür eben darin, daß er in der Stadt lebt und dort natürlich mit weit mehr Menschen zusammentrifft als auf dem Lande. Till hat nichts gegen die Stadt. Ihm sind Städter und Landbewohner gleich liebe Volksgenossen. Darüber soll das Mädel sich nur keine Gedanken machen.

„Schlechte Menschen gibt es überall", antwortet Till. „Sie werden sich immer da ansammeln, wo für sie die geringste Gefahr des Erkennens besteht.

Ein schlechter Mensch wird immer schlecht bleiben, da hilft auch kein Verpflanzen vom Land in die Stadt oder gar umgekehrt. Wer von Geburt an schlecht ist, dem zu helfen ist vergeudete Zeit und Mühe."

Aber kleine Fehler, wie Till sie des öfteren neben größeren bestrafte, können sowohl auf dem Lande wie in der Stadt beobachtet werden. Till will niemandem zu nahe treten. Er spielt immer nur Einzelpersonen einen Streich. Diese Einzelpersonen aber wohnen überall, man kann sie in allen Gauen treffen. Wenn Till einem von ihnen einen Possen spielt, so meint er alle im weiten Land, die jenem gleichgeartet sind.

„Fehler sind dazu da, beseitigt zu werden. Unrat muß immer ausgekehrt werden. Es darf nur einen Sieger geben: die Sauberkeit." So schreibt der Till.

Im übrigen ist er nie böse darüber, wenn ihm Jungen oder Mädel schreiben. Im Gegenteil. Er freut sich über jede Karte und jeden Brief. Oft genug packt ihn dabei sogar die Sehnsucht, sofort an den Ort zu fahren, von dem der Brief abgesandt wurde. Mehr als einmal wurde Till sogar schon eingeladen. Aber nie wird er eine solche Einladung annehmen. Er muß sie ablehnen, weil es seine Zeit nicht zuläßt, allen Einladungen zu folgen. Wenn er jedoch nur einem oder zwei der freundlichen Briefe folgen würde, täte er den anderen gegenüber ein Unrecht; denn Till gehört nun einmal allen und nicht nur einem.

So lebt er froh in die Zeit hinein. Ein Narr zwar, aber ein Freund aller Menschen. Er lebt sein Leben heiter und unbesorgt, als ein Kerl von echtem Schrot und Korn, dessen Lebensgrundsatz ist: „Willst du einen Sieg erringen, mußt du lachend vorwärts dringen." Und das tut der Till auch weiterhin. So lieben wir ihn und folgen weiter seinem Weg.

Zwölf Jungen haben Glück

Die vier unzertrennlichen Freunde Georg, Hermann, Otto und Paul sitzen wieder einmal, wie schon früher so oft, zusammen im Heim und klönen. Wißt ihr, was klönen ist? Das ist wohl mit eine der schönsten Sachen, die es für Jungen gibt. Klönen heißt, irgendwo zusammenzuhocken und über alles nur denkbar Mögliche zu sprechen. Unsere vier haben mindestens an jedem zweiten Tag eine solche Klönstunde. Da können sie sich so richtig alle Sachen frisch von Herz und Leber reden. Da können sie von ihren Erlebnissen sprechen, von ihren Wünschen, von Plänen und Träumen. Einer spricht und die anderen lauschen oder spinnen das Garn weiter, ergänzen den Bericht oder haben Ähnliches mitzuteilen. Ja, wer das nicht kann und kennt, der muß uns einfach leid tun.

Und das mit Recht.

Unsere vier sind gerade mitten im Planen. Um die nächste große Fahrt geht es.

„Ich fahre in diesem Sommer bestimmt nach Ostpreußen, an die Masurischen Seen", meint Otto, „etwas Schöneres gibt es gar nicht. Vielleicht fahre ich aber auch an die Kurische Nehrung, dann werde ich sicher die Segelflieger in Rossitten besuchen. Darauf bin ich schon lange scharf."

„Ist 'ne gute Idee von dir", knurrt Paul und ist ein wenig verschnupft, weil er auch schon seit Jahr und Tag gern einmal richtige Segelflieger gesehen hätte. Aber bei ihm langt es im Urlaub nun einmal nicht soweit.

„Ich werde wohl mit meinen Eltern ins Riesengebirge fahren", sagt er, „da ist es ja auch wunderschön. Wir haben da in Schreiberhau eine Anzahl Verwandte, die sich freuen, wenn wir kommen."

Georg grinst: „Mensch, habt ihr da aber Schwein. So'n paar Verwandte in irgendeiner schönen deutschen Landschaft sind wirklich 'ne gute Sache. Ich wünschte, ich könnte auch mit ein paar Onkel oder Tanten aufwarten, die sich freuen würden, wenn ich ihnen ins Haus schneite."

„Aber", dabei zuckt Georg, von seinen Freunden nur „Orje" genannt, bedauernd die Schultern, „mit jedem meint es das Schicksal nun einmal nicht so gut – jedenfalls, was die lieben Verwandten anbelangt. – Ich mache in diesem Jahr das Sommerlager an der Ostsee mit. Unser ganzes Fähnlein beteiligt sich. Das wird 'ne tolle Kiste. Kinder, wie ich mich auf die See freue. Stellt euch bloß einmal vor: Richtige Wellen! Lauter Wasser – nichts wie Wasser. Und dann mit 'nem Kahn auf den Wellen schaukeln. Da werde ich mir wie ein alter Seebär vorkommen."

Die anderen lachen: „Du hast bestimmt was Gutes vor. Mit dem Jungvolk auf Fahrt gehen ist natürlich immer eine Pfundskiste. Da würden wir auch mitmachen."

„Ja", mischt sich da Hermann ein, „was ihr da alle erzählt, ist schön und gut. Das würde wohl auch jedem von uns gefallen. Ich für meinen Teil möchte ebenso gern nach Ostpreußen wie nach Schlesien, an die Ostsee wie in die Berge oder in die befreite Ostmark."

Die anderen lachen los: „Na, du bist ja gar nicht unverschämt. Du möchtest wohl am liebsten die ganze Welt im Urlaub bereisen, was?"

Otto meint sogar: „Ein bißchen Spinnen ist ganz gut, aber so viel auf einmal, das ist beinahe strafbar." Und Orje flachst den Freund: „Sage mal, du hast wohl das große Los gewonnen? Hast du etwa den Haupttreffer gezogen? Beinahe könnte man's glauben. Du gibst ja an, wie 'ne Tüte Mücken. Du bist wohl vom tollen Affen gebissen?"

„Nur nicht so stürmisch", winkt Hermann ab. So viel Empörung auf einem Haufen hat er bei seinen Freunden auch noch nicht erlebt. Die sind ja rein aus dem Häuschen. Schließlich ist er doch nicht verrückt oder wie Orje sagt „vom tollen Affen gebissen".

„Ihr gebt ja reichlich an mit mir", sagt er, „aber ich habe mich nun einmal entschlossen, euch meinen Wunschtraum zu erzählen."

Da rücken die drei näher. „Mensch, schieß los!"

„Habt ihr euch eigentlich am Wettbewerb „Volksgemeinschaft – Schicksalsgemeinschaft" beteiligt?" fragt Hermann sie.

Natürlich haben sie, so eine dumme Frage. Aber, was hat das mit Hermanns Wunschtraum zu tun?

Oh, das ist ganz einfach, und bald kriegen die Jungen blanke Augen. Denn, was sie da hören, das ist eine pfundige Sache. Wenn die klappt – das wäre zum Verrücktwerden schön. Hermann erzählt nämlich: „Unter den vielen Preisen, die für die besten Arbeiten bei diesem „Hilf-mit!"-Wettbewerb verteilt werden, befinden sich auch zwölf große Reisen durch Deutschland. Die sind für Arbeiten bestimmt, die sich mit Fragen des bäuerlichen Brauchtums, der Volkskunst, des Reiseverkehrs, der Kulturgeschichte und der Heimatpflege befaßt haben."

Orje schnappt beinahe über vor Freude. „Kinder!" schreit er, „ich werde ja verrückt, wenn ich bei den Preisträgern bin. Meine Arbeit paßt sogar sehr gut in den Rahmen. Nein, wenn das klappen würde . . ."

Aber sofort wird er dann ruhig. Er weiß genau, daß nur die besten Einsendungen mit Preisen ausgezeichnet werden, und sicher haben außer ihm noch Tausende anderer Jungen ähnliche Arbeiten geliefert. Aber schön wär's!

Neugierig fragt er: „Wer hat denn diese Pfundsidee gehabt?" Aber darüber weiß Hermann Bescheid. Er erzählt den Kameraden, daß eine neue große Wochen-Illustrierte mit dem Namen „D e u t s c h l a n d - S p i e g e l" zu Beginn des Aprils erscheint. Diese neue Bilderzeitung hat es sich zur Aufgabe gemacht, alles Schöne und Sehenswerte in Deutschland durch Wort und Bild festzuhalten und in die deutschen Familien zu bringen.

Wer mit offenen Augen reist, hat mehr vom Leben. Das ist eine ihrer Parolen. Sie will dem deutschen Menschen den Begriff Heimat näherbringen. Sie will ihm von allem berichten. Ihre Leserschaft soll ständig im Bilde sein, was in und für Deutschland geschieht. Sie will ihre Leser Deutschland erleben lassen.

Deshalb aber beteiligt sie sich mit diesem schönen Preis von zwölf Deutschlandreisen am „Hilf-mit!"-Wettbewerb. Sie will den zwölf jungen Preisträgern Gelegenheit geben, durch eine große, dreiwöchige Reise einen Teil unseres Reiches kennenzulernen. Über diese Reise wird sie dann sogar laufend berichten.

„Wer da gewinnt, hat aber ein Mordsglück", meint Orje und zuckt ganz leise die Schultern, „aber ob wir dabei sind? Das ist natürlich 'ne große Frage. So'n Schwein, wie dies Schwein – werden wir wohl kaum haben."

„Aber schön wär's doch", meinen die anderen.

Ja, da haben sie recht, unsere vier. Auch wir sind gespannt, wem diese schönen Preise zuerkannt werden. Auch wir wollen gern in unserer Zeitschrift darüber berichten, denn wenigstens so werden wir dabei sein. Also, warten wir ab.

....und ein paar Kleinigkeiten

Was ist das?

Auf einem Fuß geht er,
Mit noch zweien steht er,
Streckt uns zwei steife Arme entgegen,
Die mußt du erfassen,
Willst du ihn bewegen.

*

Der ragt in Mitteldeutschland empor,
Das quillt aus verwundeten Bäumen hervor.

*

Ein schönes Spiel ihr nehmen müßt,
Dazu, was nie ein Ganzes ist.
Wenn dann das i hinweggezwackt,
Wird mancherlei hineingepackt.

Zwei Rätsel

Das „Erste“ ist ein Steinkoloß,
Steht auf dem Dach mal klein, mal groß.
Das „Zweite“ ist zum Kehr'n der Stuben
(Und manchmal auch für böse Buben).
Das „Ganz'“ ein Mann, so schwarz wie Kohl',
Ist auch bekannt als Glückssymbol.

*

Ich stehe täglich, jährlich auf dem Kopf
Und streck' mein einzig Bein gen Himmel.
Ich habe einen schwarzen Schopf,
Der wird gebraucht, um Schimmel,
Abfall, Scherben zu vertreiben,
Um Zimmerböden blank zu reiben.
Nun ratet fest, was kann das sein,
Mit schwarzem Schopf und einem Bein.

Zum Rechnen

Zwei Jungen gehen zusammen auf Fahrt. Der eine hat nur 5,50 RM. bei sich, der andere 2 RM. mehr als das Dreifache. Da gibt er dem ersten soviel ab, daß er selbst nur noch 3 RM. mehr als das Zweifache hat. Wieviel Reichsmark gibt er ab?

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 6

Geheimschrifträtsel: Schlüsselwörter: Palm, Wehr, Gift, Dock. — Nur wenn du Opfer bringst, kannst du erhobenen Hauptes durch deine Volksgemeinschaft gehen.

Prahlhans oder nicht? Die gebräuchlichen Höhenangaben sind auf den Meeresspiegel bezogen. Ein 1000 Meter hoher Berg kann sich so wenig aus seiner näheren Umgebung erheben, daß er sehr wohl in kürzester Frist zu besteigen ist.

Die Überfahrt: Herr B ist aus New York, da er mit dieser Reise nach Amerika eine gerade Anzahl von Ozeanüberquerungen erreicht.

Die verzauberten Eier: An den Eiern konnte der listige Schäfer keine Veränderung vorgenommen haben. Es mußte am Wasser liegen, daß die Eier nicht untersanken. Florian hatte ein paar Hände voll Salz darin aufgelöst und es dadurch tragfähiger gemacht.

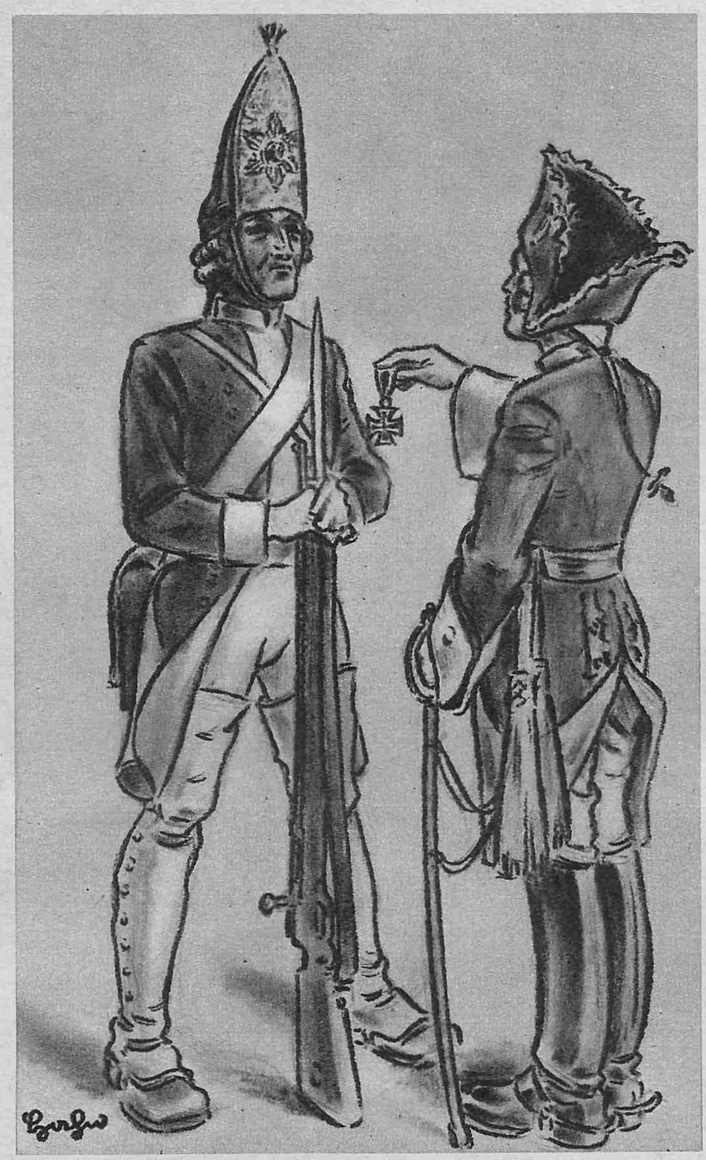
Das Alter: Vor 5 Jahren waren Vater und Sohn zusammen um 10 Jahre jünger, also 65 Jahre alt. In diese Jahressumme teilen sie sich im Verhältnis 4 : 1. Zerlegt man also 65 Jahre in 5 Teile à 13 Jahre, so entfielen damals auf den Vater 4 × 13 = 52 Jahre, auf den Sohn 1 × 13 = 13 Jahre. Mithin zählt heute der Vater 52 + 5 = 57 Jahre, der Sohn 13 + 5 = 18 Jahre.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 3. Kasper, 6. Laub, 7. Kalb, 8. Falter. — Senkrecht: 1. Balkan, 2. Hebbel, 4. Saal, 5. Pukt.

Erdkunderätsel: Weimar, Chemnitz, Bayreuth, Kolberg, Krefeld, Stralsund, Breslau, Ratibor, Kaiserslautern. — **Reichenberg, Eger, Karlsbrunn.**

Berichtigung

Wir veröffentlichten in unserer Februarnummer einen Beitrag „Das Land der tausend Seen“. Dem Vorwort nach müßte die Frankfurter HJ.-Gruppe im Sommer 1938 Finnland besucht haben. Dies trifft jedoch nicht zu. Der Bericht stammt aus dem Jahre 1935.



Da stimmt doch etwas nicht! Kannst du es herausfinden?

Wer war auf großer Fahrt?

Die Prüfung der eingesandten Fahrtenberichte ist nunmehr abgeschlossen. Etwa fünfzig Arbeiten konnten mit großen Preisen bedacht werden. Fünfzig weitere Einsendungen erhielten kleinere Preise. Eine Veröffentlichung der Preisträger erfolgt nicht. Soweit die Berichte nicht in „Hilf mit!“ veröffentlicht werden, erhalten die Einsender sie jetzt zurück.

Schriftleitung und Verlag.

Herausgeber: NS.-Lehrerbund, Bayreuth. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin.
Druck und Verlag: H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Alle Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, ebenda. — Nachdruck verboten. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto. — Die drei Schülerzeitschriften des NSLB.: Für die Älteren „Hilf mit!“, für die Jüngeren „Deutsche Jugendburg“, für die Jüngsten „Bilderzeitschrift Deutsche Jugendburg, Ausgabe A“

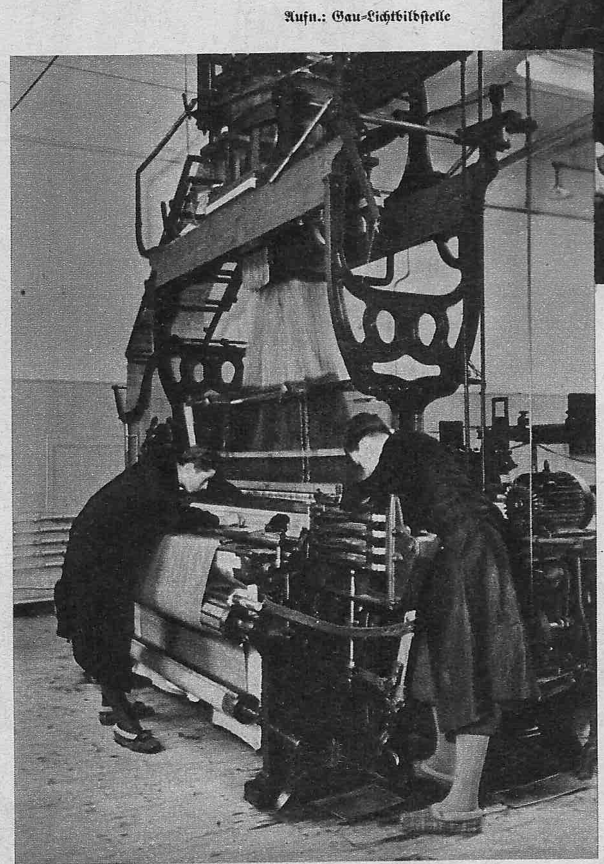
Unser „Hilf=mit!“=Wettbewerb im Sudetengau



Fachschule für Frauenberufe.
Es wird für den Schülerwettbewerb mit Fleiß und Eifer gehäkelt, genäht und gestrickt

Aufn.: Gau=Lichtbildstelle

Schüler der Staatsfachschule Reichenberg arbeiten für den Schülerwettbewerb „Hilf mit!“. Anbringen von Glühlämpchen auf die Rückseite einer Holztafel, darstellend die wichtigsten Orte des Sudetengaues



wie überall: Ein Erfolg!

Schüler der Textilschule Reichenberg beim Weben eines wertvollen Brokates nach althistorischem Gräberfund